Jean Paul Friedrich Richter.

Ein biographischer Commentar zu dessen Werken

von

Richard Otto Spazier,

Neffen des Dichters
und
Mitgliede der polnisch=literarischen Gesellschaft in Paris.

Erster Band.

Leipzig,

Verlag von C. Brüggemann und O. Wigand.

1833.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein

biographischer Commentar.

An

Ludwig Börne

in Paris.

Leipzig, Anfangs Januar 1833.

Es war am vierzehnten December im Jahre 1825, grade vier Wochen nach Seinem Tode, als die in düstrer Trauer in der Abendstille in seinem Sterbezimmer bei einander sitzenden Hinterbliebenen des Gestorbenen durch einen Sohn von Herder die Nummern des Morgenblatts zugeschickt erhielten, in welchen Ihre Denkrede auf Jean Paul abgedruckt war.

Vielleicht entsinnen Sie des Blattes Sich noch, welches ich Ihnen am andern Morgen darüber nach Frankfurt schrieb. — „Kann es Sie vielleicht freuen," rief ich Ihnen zu, „wenn ich Ihnen melde, wie ich gestern Abend an der Stelle wo er heimging — im Angesicht seines Bildes, das auf uns herabblickte — seiner Gattin, seinem geliebtesten Kinde mit inniger Rührung, Erhebung und Freude den Erguß Ihres, unsere Zeit wie den großen Todten mit gleicher Schärfe und Liebe umfassenden Geistes gelesen, und wie wir dadurch wieder eine heilige Stunde der Erinnerung an Ihn gefeiert — kann Sie das freuen, so bin ich froh, Ihnen auf diese Weise unsern Dank darbringen zu können." — Sie waren seit der Zeit kein Fremder mehr in unsrer Familie! — —

Nach dem aber, was wir seit einigen Jahren erlebt, freut es mich jetzt, wo ich die Copie von jener Zuschrift unter meinen Papieren vorgefunden, ganz besonders, aus derselben zu ersehen, welcher Theil Ihrer Denkrede

schon damals am meisten mich überrascht und ergriffen hatte. Es waren nicht diejenigen Stellen, wo Sie die hohe Fürstenkrone seines Geistes, den tiefen Bronnen der Liebe in seinem ewig jugendlichen Herzen, sondern vorzüglich diejenigen, in denen Sie seine, der alten Republikaner würdigen politischen und patriotischen Tugenden, seine demokratische Neigung zum Volk und zu den niedrig Gebornen, im Gegensatz der aristokratischen Tendenz unsrer übrigen großen Dichter, diejenigen Stellen, in denen Sie seine Kraft und seinen Muth im Kampfe gegen das Erbärmliche, seine Freiheitsliebe, seine Unabhängigkeit, seine Unerschrockenheit gegenüber den Höchsten im Volk, mit einem Wort, in denen Sie, „sein Schwert und seinen Zahn" gerühmt! — Darüber war meine Ueberraschung um so größer, als ich glaubte, daß kaum Jemand anders als ich diese Seite seines Wesens nachdrücklich bemerkt und erkannt habe. Davon hatte noch Niemand gesprochen! — Die große Menge wahrhafter Männer hatte ihn kaum kennen lernen gemocht, da einmal die Frauen, und mit einer Zudringlichkeit, die man, um sie zu kennen, in der Nähe länger zu sehen Gelegenheit haben mußte, nach der gewöhnlichen Weise dieser größten Monopolisten und Aristokraten des ausschließlichen Dienstes bei dem Dichter sich bemächtigt hatten und die Männer von ihm zurückschreckten. Mich überraschte, in Ihnen den ersten Mann von wahrhaft männlicher und sich derselben in ihren Gründen klar bewußten Liebe gegen ihn entzündet zu finden! — Und es überkam mich zugleich dabei ein Stolz,

daß ich, der Jüngling, dennoch vor Ihnen öffentlich, wenn auch in einem so viel beschränkteren Kreise, darauf hatte hindeuten können; denn in jener kleinen Rede, die an seinem Grabe zu halten mir vergönnt war, hatte ich die Stelle, welche ihn als einen Streiter für jede Freiheit bezeichnete, so nachdrücklich betont, daß der anwesende hohe Regierungsbeamte mit Kopfschütteln bedauerte, wie in den feierlichen, sonst sein hohes Wohlgefallen erregenden Worten „eine Art von Wartburgsgeruch" sich habe verspüren lassen! —

„Es kann" — die Stelle finde ich deshalb in jenem damaligen Blatte an Sie, — „es kann trotz des tiefen Schmerzes in der Brust, wenn ein heiliges großes Wesen aus dem endlichen Lebensstrome in eine höhere Welt hinauftaucht, das Herz erheben, schaut es dadurch jenen Strom in den Wogen des Sturms — denn in der Bewegung nur, der Herzen wie der Völker, ist und erzeugt sich Leben — in der dumpfen Ruhe ist nur Tod. — Ich halte unsre Zeit, „in der man die Büchse von der Wand nicht nehmen darf," für einen so starren und regungslosen Sumpf, daß mich die bewegte, sprudelnde, süße, klare Quelle, die ich in ihm rieseln sehe, innig erquickt und erhebt — ich meine eben Sie und Ihre Denkrede auf Seinen Tod. — Wohl sei unser Herz Sein Grab, aber nicht eines, in welchem das, was darin liegt, verweset — sondern eines, das getränkt und genährt durch das, was es umschließt, in üppiger Fülle

Frühlingsblüthen hervortreibt, vielleicht Früchte zum Reifen bringt!" — —

In welcher Weise Sie mit diesem letzten Zuruf einverstanden waren, und in welchem Grade derselbe von Ihnen erfüllt wurde, das hat seitdem der Servilismus zu seinem nur zu großen Schrecken, die kräftige liberale Jugend freudejauchzend erfahren. Sie selbst lächeln jetzt darüber, wie man Sie damals wegen jener Rede, in der nur ein blödes Auge das kräftigste Freiheitsprogramm verkennen konnte, in Berlin in den dasigen „Salons" feierte! Die große Erbitterung, die man dort jetzt gegen Sie hegt, hat zum nicht geringen Theil ihren Grund in der Beschämung, den Börne da so ganz und gar nicht erkannt zu haben, wo man die Würdigung und Erkennung der großen Geister unseres Volks, gleichsam als bilde man dort ein auserwähltes geistiges Israel, allein in Deutschland zu verstehen meint! —

Wie sehr mich aber damals diese hervorragende Seite Ihres Wesens, und was davon in Ihrer Denkrede niedergelegt war, ausschließlich beschäftigte, das erkenne ich jetzt erst wieder daraus, daß ich ganz übersah, wie dieser in seiner Art durchaus beispiellose Aufsatz in allen und jeden Beziehungen ein auf das meisterhafteste und feinste ausgearbeiteter Schlüssel zu allen und zu den verborgensten Geistes- und Herzenskammern des so räthselhaften Dichters war, und daß ihn noch Keiner so tief und erschöpfend durchdrungen, in sich aufgenommen und abgebildet hatte! — Unerklärlich kommt es mir jetzt vor, wie

ich, der ich wenige Wochen darauf in meinem ersten Büchlein über seine letzten Tage mit schwachen Kräften das Nämliche versuchte, Ihre Aufschlüsse so ganz unbeachtet liegen lassen konnte, daß ich selbst eine, zu einem der Mottos genommene Stelle aus denselben unrichtig citirten. Am Ende kam ich freilich auf das, wenn auch nur dunkel gefühlte und darum unklar und verworren, wie es kurze Zeit nach seinem Tode in meiner schmerzerfüllten Seele aussah, hingestellte Resultat. Darum ward auch, so sehr die Herzenswärme in dem Büchlein Anklang fand, dagegen das, was darin an psychologischen Aufschlüssen über das geistige Wesen des Dichters zu geben versucht wurde, theils mißverstanden, theils aus seichten Gründen, meist mit unpassenden andern Beispielen, bestritten. Zumal lagen damals, gerade mir durch eine seltsame Wendung der Verhältnisse am unzugänglichsten, die von mir in dieser Fülle nicht einmal geahneten Beweise zu meinen ausgesprochenen Ansichten in seinen Papieren noch verborgen. — So z. B. fühlte ich, da ich selbst an mir unbewußt den Einfluß seiner äußern Umgebung erfahren und den Dichter beständig den Erinnerungen und Eindrücken, und zwar physischen wie moralischen, nicht der neuern und glänzenden, sondern der älteren und dürftigen Vergangenheit seines Lebens anheim gegeben sah: daß die Eigenthümlichkeiten seiner dichterischen Weise, deren Tugenden sowohl und Vorzüge als Mängel und Fehler, bei Weitem weniger in der Verschiedenheit des ihm Angebornen, als in den Einflüssen der ersten Jugendeindrücke

und der Schicksale eines bewegungslosen Lebens zu suchen seien. — Leider vermochte der kaum zweiundzwanzigjährige Jüngling Alles dies so klar nicht auszusprechen wie jetzt. Schon damals behauptete ich, daß der so seltsame Formenmangel in seiner ganzen Poesie von der Armuth und Dürftigkeit der entscheidenden Bildungsepoche herrühren müsse, die ihm Gestalten und Erlebnisse, an denen die Phantasie bildend sich hätte üben, oder von denen dieselbe dazu hätte angeregt werden können, vorenthalten. Man hielt mir das Beispiel des Cervantes und Camoëns entgegen! — Als ob bloß jene Geldarmuth gemeint gewesen sei, die vielmehr oft unter sonst andern Verhältnissen als für den Dichter und jene stille Seelenausbildung, die er vorzüglich bedarf, günstig von Jean Paul selbst willkommen geheißen wird! Als ob nicht ein unendlicher Unterschied zwischen dem Verweilen eines Jünglings unter philisterhaften Böotiern in einer weit abgelegenen, von der dürftigsten Natur umgebenen kleinen deutschen Stadt, — und zwischen einem thatenreichen Leben wäre voll Seestürme und Schlachten, voll Eroberungen und Reisen in den abenteuerlichsten und großartigsten Theilen beider Erdhälften, und Alles das ohnehin durchlebt in der Mitte und an der Seite von Söhnen der beiden ritterlichsten, phantasiereichsten Nationen der Erde gerade in der Zeit ihrer höchsten Thatenblüthe!? — Cervantes, fechtend an der Seite Don Juan's de Austria in der großen Seeschlacht von Lepanto, und Camoëns auf den Geschwadern Vasco de Gama's um das Vorgebirge der guten Hoffnung

schiffend und die Luisiade singend in den Gärten von Macao, Beide Krieger und Dichter zugleich — verglichen mit Jean Paul, der in Hof im Voigtlande so lange zu leben gezwungen war, bis er aus Gewöhnung, und weil er, da die Zeit der Bildung vorüber und die fest gewordene Form seiner Seele andern Eindrücken nicht mehr wich, es für nutzlos hielt, seine dürftigen Umgebungen selbst mit dem reichsten Leben, zu welchem er sich später die Thore hätte öffnen können, noch zu vertauschen! — —

Erlebnisse und Täuschungen schmerzhafter Art ließen mich absichtlich Alles das bald nachher vergessen wünschen, was mich speciell an den Todten, an das, was ihm angehörte, und an meine persönlichen Verhältnisse zu ihm erinnern konnte, und damit verlor ich auch Ihr Bild, Börne, aus den Augen! — Hatte mich doch ohnehin Ihre Antwort auf jene obenerwähnte Zuschrift Ihnen etwas entfremdet! — Ich konnte in meiner damaligen trüben Seelenstimmung dieselbe nur mißverstehen. Meine zu große Jugend war daran schuld, daß mir nicht aus Ihrem Briefe jener Gedanke bereits damals aufstieg, der mich vor Kurzem überraschte, und der mich zu diesem Briefe an Sie bewog! Scherzten Sie darin nicht zu sehr? — Schrieben Sie nicht, daß, was ich in meinem Briefe angedeutet, Sie recht gut verständen, daß man dulden und sich gedulden müsse, daß ich zwar jetzt, weil ich noch Jüngling wäre, weinen solle, daß ich einst aber lachen würde, wie Sie; man würde schlecht dabei,

aber fett. — „Ich vierzigjähriges Kind," fuhren Sie dann fort, „hatte den Einfall, zur Errichtung eines Denkmals für Jean Paul aufzufordern; aber in diesen Jahren der Enttäuschung sind nur schöne Irrthümer von kurzer Dauer. Ich besann mich. Wir hätten keine tausend Gulden zusammengebracht. Und zu welcher Verwendung hätte man uns genöthiget? Ein sentimentaler Herr in Heilbronn hatte vor zwei Jahren die Laune, das alte Geschichtchen von den treuen Weibern zu Weinsberg zu verewigen. Auch bettelte er wirklich einiges Geld zusammen. Und was that er damit? Er ließ dort das Standbild von Erz des Kaisers Conrad aufrichten, des Kaisers, der Weinberg belagert und die allerhöchste Gnade gehabt, die treuen Weiber und ihr Gepäck nicht in den Neckar werfen zu lassen, sondern ihnen zu verzeihen! — Ein anderer empfindsamer Stadtphysicus in dem Orte, wo Lessing geboren, machte den Vorschlag, seinem großen Landsmann zu Ehren ein Spital bauen zu lassen. Der Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Den frohen Lessing, den Trinker, den Spieler, der an lauter Leben starb, durch ein Spital verewigen! Hätte ich vorschlagen mögen, dem edlen Jean Paul zum Andenken in Baireuth ein Zuchthaus zu errichten, ich glaube, ich hätte das Denkmal durchgesetzt. Doch ich mochte nicht scherzen in einer so betrübten Sache." — Ich gestehe gern, daß ich damals nach Empfang dieses Briefes mich mit meinem jugendlichern, aber darum fast weinerlichen Schmerze vor Ihnen fürchtete, und ich mochte mich wahr-

scheinlich damit nicht getäuscht haben; denn Sie meldeten mir nicht einmal den Empfang meines Büchleins über Ihn, von dem ich Ihnen doch ein Exemplar auf so schönem Velinpapier zugeschickt hatte! Aber jetzt kenne ich Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie mir meine, Ihnen wahrscheinlich zu unmännlich und zu weich erschienene Trauer damals vergeben hätten, wenn Sie erfahren, daß ich durch seinen Tod Alles verloren, was Jens Immanuel Baggesen so trefflich als die allen Menschen schönsten Besitzthümer bezeichnet: meinen Jean Paul, meinen Freund und meine Geliebte! — —

Während Sie nun seit jener Zeit in der Welt umherzogen, Sich von den Berlinern loben ließen, die Sontagpriesen, Ihre Werke sammelten und hie und da im Morgenblatte einen und den andern literarischen Narren geiselten, ja sogar gegen die Hegel'schen Jahrbücher ein Manifest erließen, verrichtete auch ich ähnliche, jener Zeit angemessene Heldenthaten, von denen Ihnen jedoch weniger zu Gehör kam, als mir und der Welt von den Ihrigen. Auch ich kritisirte muthig die gefürchteten und einzigen Helden jener Tage, die Schauspieler, wagte die Rossini'sche Musik in ihrem Hauptsitze in Deutschland unter den Augen fürstlicher Beschützerinnen und bei der Anwesenheit alter Landstände anzugreifen, ja, was wohl das Muthigste, Ludwig Tieck öffentlich gegen die kleinen Verfolgungen so furchtbarer Gegner, wie die Abendzeitung und der Dresdner Merkur, zu vertheidigen.

Ihre Werke erschienen! — Der edle Wolfgang Men=

zel reichte Ihnen den gebührenden Lorbeerkranz; auch jetzt noch klatschten die Berliner in die Hände, Ihr Name ward einer der geachtetsten im deutschen Lande, und die Sontag nannte man kaum, ohne Ihres scherzenden Wortes über dieselbe zu gedenken. Wer hätte es den Berlinern damals sagen sollen, daß Sie von ihnen wenig über ein Jahr später ein Blutprediger, ein vom Vaterlande Ausgeworfener genannt werden sollten, und daß von jenen Salons aus man Ihre Sicherheit bedrohen werde?! —

Da rief plötzlich die Julirevolution alle schlummernden Kräfte in jeder jugendlichen, in jeder starken Männerbrust auf und entzündete jedes Herz, das groß und weit genug war, um nicht bloß die kleine und halb egoistische Liebe zu Einzelnen, sondern die zu ganzen Völkern, zur ganzen großen Menschheit in sich aufzunehmen. Da kam die Zeit, wo sich zeigen konnte, wer wirklich Jean Paul's Jünger war, des Menschen, so reich an Liebe, so stark zum Kampf für dieselbe, als irgend ein Prophet gewesen. — Daß auch ich gekämpft für diese Liebe, das weiß man, Börne, von der Seine bis da, wo der Dnieper und die Dzwina die Steppen der Ukraine und die klein-reußischen Wälder bespülen, und Todesstrafe droht in den Ländern des Zaaren den Besitzern meiner polnischen Geschichte! — Die Mittwochsgesellschaft aber, die früher, weil sie am einundzwanzigsten März jeden Jahres auf Jean Paul's Geburtstag getrunken, ihn allein verstanden und in sich

aufgenommen zu haben glaubte — sie erstarrte vor Schreck und verstummte, oder hatte nur so viel Muth, nach Ihnen hinter Ihrem Rücken anonyme kraftlose Schläge zu führen. —

Sie standen nicht, wie ich, gleich anfangs auf einem Posten, wo Sie in den Kampf der Zeit thätig eingreifen konnten. Die ersten Stürme der Reaction trafen mich den das Geschick weit nach Franken hinein vorgeschoben in die Nähe jener deutschen Hauptstadt, von der aus zuerst der neu erwachte Geist mit offener Gewalt bekämpft werden sollte, und warfen mich bis an die Pleiße zurück. Sie waren nach Westen geeilt und wärmten sich im Uebermuth zu großer Hoffnung, daß der erfrischende Sturm von selbst sich fortwälzen werde, dicht an dem Krater des neu aufgestiegenen Völkervulkans! Dort vernahmen Sie nicht oder erst spät, wie wir im Vaterlande immer mehr gedrängt wurden! Aber dann erhoben Sie Sich wie der zürnende Homerische Gott in schrecklicher Schöne und sandten Schuß auf Schuß Ihre tödlichen Pfeile in das Lager der Danaer! So gewaltig hatten selbst diejenigen, welche Sie früher bereits verstanden, nicht geahnet; selbst diese ergriff stummes Staunen; einen Augenblick ließen sie sogar hie und da ab vom Streit, um Ihren Kämpfen zuzusehen. — Dies Verstummen vieler Ihrer Freunde ward irrthümlich als eine Mißbilligung Ihres Kampfes von den Feinden gehalten, und da durchzitterte das Schmerz- und Wuthgeschrei der Getroffenen die Lüfte. Aber Sie hatten gezeigt, wo die verwundbare Ferse des

Feindes sei; und wie der Dichter, der auch Ihnen für den größten Meister gegolten, den bis dahin unausgesprochenen und verborgensten Gefühlen in der Menschenbrust, Sprache, so hatten auch Sie den tief vergrabenen Gedanken des Volkes Worte gegeben, so daß es selbst erschrak vor denselben, als diese, an's helle Tageslicht gezogen, vor ihm standen! — Kaum hat je eine Erscheinung unser deutsches Vaterland mehr durchrüttelt, und, wenn etwas, sind Ihre Briefe aus Paris ein Ereigniß zu nennen, dessen Folgen die Zukunft unausbleiblich offenbaren wird. —

Seltsam genug aber war diese Erscheinung bereits ein Jahr alt, ehe ich davon mehr zu Gesicht bekommen, als die entstellenden Auszüge in den Schimpfreden unserer gemeinschaftlichen Feinde. Kaum hatte ich mich mit mühsamer Anstrengung von dem, alle meine und meiner Familie Verhältnisse zerrüttetenden Niederwurf emporgerichtet — denn man hatte nicht bloß mich, sondern auch meine Frau und Kinder binnen acht Tagen aus dem Lande des „Königlichen Dichters,“ das zugleich das Jean Paul's gewesen, verwiesen — als die großen Ereignisse in Osten hervorbrachen und es mich ausschließlich in die Reihen der für die Freiheit an der Weichsel Mitkämpfenden zog. Ich hatte damals diese ganze Zeit hindurch keinen andern Gedanken als Polen und sein Geschick, keinen Sinn für ein anderes Buch als das jenes betraf. Ich hatte darum keine Muße damals, sie zu lesen, wie früher keine Neigung, als man Sie in Berlin um der Sontag willen pries.

Schon gleich nach jener Baierischen Verweisung,

welche nichtswürdige Zeitungsschreiber, um das allgemeine Staunen über eine That, für die weder ein Rechtsgrund noch ein moralischer angegeben wurde, zu beschwichtigen, mit den abgeschmacktesten und zugleich feigsten Verleumdungen begleiteten, faßte ich den Entschluß zur Ausarbeitung der nachfolgenden Bändchen. Schon das Bewußtsein, die Grabstätte des Verklärten nicht mehr betreten zu dürfen, erweckte die alte Sehnsucht nach Ihm. Ich erinnerte mich, daß ich es ja immer für Pflicht der Dankbarkeit gehalten, sobald es möglich geworden, den noch immer fehlenden biographischen Commentar, welcher der größern Menge den Dichter verständlicher, vertrauter und lieber machen sollte, zu arbeiten. Dies kam mir noch verdienstlicher vor, in einer Zeit, wo das Volk für seine neuen Gedanken und Gefühle sich vergebens unter seinen sogenannten classischen Dichtern nach Autoritäten umsah; wo die alte Partei bereits anfing, durch fast jesuitische Mittel*) den so oft jeden Sinn für Freiheit und Oeffentlich-

---

*) Unter Andrem wurden die lobpreisendsten Artikel über Göthe für das foreign quarterly review, dessen Aufsätze über deutsche Literatur alle in Deutschland gearbeitet und in London übersetzt werden, eingeschickt und dann in deutsche Blätter zurückübertragen mit jubelndem Triumphgeschrei, daß die „freien Engländer" angeblich über diesen Dichter so urtheilten und ihn so begierig verschlängen. Später machte man es mit den Artikeln gegen Sie eben so. Nur, wie die Perfidie dieser Partei immer durch ihre Dummheit sich verräth, mischte man so kleinliche Details und so unbekannte Schriftstellernamen hinein, daß die Quelle jedem nicht ganz blöden Auge sichtbar werden mußte.

keit und Mannheit verläugnenden Goethe auf ihre vermoderte Fahne zu setzen und dem Volke als Führer aufzudringen — in Jean Paul ihm einen alten Tribun der neuen jugendlichen Zeit zu zeigen. Endlich mochte ich auch, da man zu verstehen gab, als müsse auch Er mein politisches Streben verläugnet haben, darlegen, daß im Gegentheil Alles das, dem Wesen wenigstens nach, in seinem Geiste geschehen war, ja daß ich ja nur darum in solchem Grade seine Liebe und sein Vertrauen hatte gewinnen können, weil ich Ihm von frühester Jugend auf so erschienen war, wie hier in diesem Kampfe! — Ich könnte davon wunderbare und spaßhafte Geschichten erzählen. Kommt es mir doch selbst jetzt manchmal wunderlich vor, daß er im Jahr 1822 in Dresden, umringt von der vornehmsten und feinsten Welt, an der Seite eines Studenten, der den verabscheuten altdeutschen Rock, rothbestreifte Reithosen, offenen Hals und eine schwarzrothgoldene Mütze mit vier weit abströmenden Spitzen trug, über die Brücke und überall einherschritt. Sehe ich doch noch sein entrüstetes Gesicht, als dieser ihm erzählte, wie sein Vormund an seinem Tisch mit Drohungen eine Halsbinde ihm hatte aufdringen wollen, sehe ich doch noch seine zufriedene Miene, als er vernahm, daß der Jüngling lieber das Haus und alle glänzenden Versprechungen des Vormunds auf zukünftige Versorgung hatte im Stich lassen, als jener Forderung sich fügen wollen. — War es doch jener Zug, der ihm zuerst Jean Paul's Herz gewann! — Höre ich doch noch jenes tief-

entrüstete: „So!?" — als er mit seinen bürgerlichen Verwandten im großen Garten gesessen, adelige Besucher sehnsüchtig seinen Tisch umkreist, sich der bürgerlichen Canaille aber nicht nähern gewollt, lieber den Wunsch, ihn zu sprechen, unterdrückt und von jenem Studenten ihm erzählt ward, wie ein Dämchen mit der lauten Aeußerung, daß „sie die Leutchen nicht sehe," vorübergegangen sei. Dieser Student, Börne, war ich. — Was hätte wohl Göthe in allen diesen Fällen gethan? — Wunderbare Geschichten, sage ich, könnte ich davon erzählen, die Jean Paul's seltsames Geschick, von der vornehmen Welt als den ihrigen angesehen und von ihr fast ausschließlich gefeiert und von dem Volke, dem er doch so vorzugweise angehörte, unbeachtet und unbekannt geblieben zu sein, fast unbegreiflich erscheinen lassen. — Wäre er wirklich der Dichter der Aristokratie gewesen, welche ihn aus Mißgriff während seines Lebens ausschließlich verehrte, er würde nicht so schmerzlich über die Entbehrung eigentlicher Verständniß und Würdigung geklagt und nicht auf diese dereinst erst in dem freien England gehofft haben, als ihm die Aussicht auf ein freiwerdendes Vaterland immer mehr geschwunden war. — Freilich fehlte es auch nicht an Anzeichen, daß man hie und da ihn nicht mißverstand. Das Land, welches auch Sie als das am schlauesten regierte schildern, verweigerte das noch mit sterbender Hand vom Dichter selbst erbetene Privilegium für die sämmtlichen Werke, während es dem Beschluß des Bundestages zu Gunsten der Göthe'schen

mit Vergnügen beitrat, und von einer andern Seite hat mir es immer großes Vergnügen gemacht, von Herrn Varnhagen von Ense, dem eifrigsten Kämpen in Göthe, in den Berliner Jahrbüchern zu lesen, daß der Eindruck der Gesammtwerke Jean Paul's eigentlich doch ein unangenehmer sei! —

Der Vorschlag zu dem Unternehmen einer kritischen Biographie des Dichters fand übrigens sogleich auch sowohl von buchhändlerischer Seite, als bei dem größten Theil der Besitzer sämmtlicher Werke, den lebendigsten Anklang; denn jene Lebensbeschreibung, die unter dem Titel: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" von den Besitzern des dahin einschlagenden Theils seines Nachlasses herausgegeben worden war, hatte sehr bald nach dem ersten, noch von Jean Paul herrührenden Bändchen die Theilnahme des Publikums aus verschiedenen Gründen fast ganz verloren. Namentlich mußte das zweite, welches nichts als abgerissene Gedanken enthielt, jeden Käufer abschrecken, uud es war unmöglich, daß diese ohnehin in einem langen Zeitraume von sechs Jahren erschienene bis auf sieben Bände anschwellende und selbst damit noch nicht vollendete, außerdem in Format von den sämmtlichen Werken verschiedene und auf immer von denselben ausgeschlossene äußerst theuere Sammlung, sich die allgemeine Theilnahme wieder zu erwerben im Stande gewesen wäre. Freilich bleibt es immer auffallend, daß sie selbst von der höheren Kritik so wenig berücksichtigt wurde, da man ihr doch wenigstens als Materialiensamm-

lung viele Rücksicht hätte schenken sollen. Einen höhern Anspruch hat indeß sie nicht zu machen, und nur der, welcher bereits alle Werke Jean Paul's studirt, dann die besonders herausgegebene Briefsammlung des Dichters damit vergleicht und aus Andeutungen ein Ganzes sich zu combiniren vermag — und solche Männer können allerdings jedes andern Commentars, wenn man ihnen auch noch so viele selbstgemachte neue Beobachtungen und neue Materialien hinzufügte, entbehren — nur der mag in jener Sammlung eine vollständige Biographie besitzen. Der erste Herausgeber, Christian Otto, mochte aus übergroßer Bescheidenheit und Aengstlichkeit, vielleicht wohl auch, weil er ein nie besessenes Compositionstalent in seinem hohen Alter sich um so weniger zutraute, auch weil er von keinem organischen Puncte ausging, die reichen Materialien gar nicht verarbeiten und begnügte sich daher, eine Auswahl davon abdrucken zu lassen und sie durch einige Worte an einander zu knüpfen. Er vergaß aber dabei, daß viele dieser Materialien, ursprünglich zu jenem Zweck nicht bestimmt, wieder einer Erläuterung bedurften, die er leider oft nur allein hätte geben können; denn mein Bestreben, dem Dichter Aufschlüsse über sein früheres Leben nach einem systematischen Plane mündlich abzufragen, unterbrach der so schnell nicht erwartete Tod desselben. — Nach dem dritten Bande, der, so stark er war, nicht viel über des Dichters Universitätsleben hinausging, starb auch Otto plötzlich, und jenes Unternehmen gerieth in die Hände eines jungen Mannes, dem, einem Maler,

eigentlicher Beruf und Erfahrung für so fremde Arbeiten abgehen mußte, und welchem gerade diese Unternehmung so viel mehr Schwierigkeiten bot, als er den Dichter nie gekannt und nur von dessen häuslichem Sein aus dem Munde der weiblichen Hinterbliebenen vernehmen konnte. Es war daher natürlich, daß er den von Otto gewiesenen Weg fortzugehen suchte, wobei er jedoch, seltsam genug, Jean Paul vorzugsweise als einen bildenden Künstler betrachtend, durch eingestreute Malerbemerkungen eher verwirrte und namentlich aus den wichtigen Studienbüchern nicht die rechten und geordneten Auszüge machte. — Unter diesen Umständen mußte übrigens eine neue Biographie, welche die Besitzer der sämmtlichen Werke für die Entbehrung jenes biographischen Nachlasses gewissermaßen zu entschädigen mit den Zweck hat, von dem, was in jener Sammlung vom Dichter selbst herrührte, so Viel einzuweben versuchen, als sich mit der Selbstständigkeit eines organischen und abgerundeten Ganzen nur vertragen wollte, selbst wenn jenes auch nicht zum Beleg aller gegebenen Anschauungen nöthig gewesen und von Jean Paul selbst gewünscht worden wäre.

Den dringenden Arbeiten, welche die bald hereinbrechenden polnischen Ereignisse forderten, mußte natürlich diese Unternehmung weichen: ein Mann dem Schicksal eines ganzen großen und unglücklichen Volkes. Fast zwei Jahre vergingen, ehe wir nach Erschöpfung aller Anstrengung, die einzelne Menschen für diese heilige Sache nur machen konnten, dieselbe allein der Vorsehung über-

lassen mußten und Jeder, nach redlich erfüllter Schmerzenspflicht, zurück nach dem Geschäft sich wenden durfte, das er beim Beginnen des Kampfes unterbrochen gehabt. —

Da, als ich bei den Vorbereitungen meine alten Tagebücher durchsah, um mich in die Stimmung jener Zeit zurückzuversetzen, wo Jean Paul der Mittelpunct aller meiner Gedanken und Empfindungen gewesen, jener Zeit, wo die Namen „Baireuth, Fichtelgebirge, Wonsiedel" mich, wenn ich sie zufällig hörte oder erblickte, mit Wonnebeben durchdrangen — aber auch jener Zeit, wo durch seinen Tod die ersten Blüthen meines Jugendmuthes geknickt wurden — da fiel mir auch Ihr Brief wieder in die Hände, und Ihr Bild und Ihre Denkrede traten freundlich und vertraulich aus der Vergangenheit zu mir wieder heran. Ich ließ mir den Band Ihrer Werke holen, in welchem jene Rede abgedruckt ist. Ich las — ein Blitz nach dem andern fuhr in meine Seele! — Alles, was ich in der ganzen Reihe von Jahren als Resultat meines Nachdenkens über ihn gewann — es stand da, entweder ausgesprochen, oder angedeutet, oder leise Winke dazu hingeworfen. Da war das Thema, zusammengedrängt auf wenig Seiten, das, wenn ausgeführt, bewiesen und belegt, den Stoff zu meinen entworfenen Bänden fast vollständig vorzeichnete! —

Ich war in tiefster Seele erschrocken. Jetzt mußte ich Sie vollständig kennen lernen. Ein Band nach dem andern Ihrer Werke ward von mir verschlungen; von den Aufsätzen aus der „Wage" an bis auf den letzten Brief

aus Paris. Drei Tage brachte ich ununterbrochen damit zu. Es wäre schwer, Ihnen zu beschreiben, was ich dabei empfand! Lange hatte mich solche Wehmuth und solche Rührung nicht ergriffen, als bei Ihrem Scherz! — Manchmal erschrak ich zu tief, um weiter lesen zu können; ich fürchtete mich abermals vor Ihnen, aber wie vor einem wiedergekehrten Geist. — Er ist's! — Er ist's! — so rief es einmal über das andere in mir — Wer? — Sie können fragen, Börne? — Es ist ein Theil von Jean Paul's Seele, die in Ihnen auf Erden fortlebt! — und zwar ist's jene kräftige zweite Hälfte von ihm — Sie sind **Quod Deus Vult**, der in jener Maskennacht mit der Flöte in die weite Welt zog, und den der Dichter ziehen lassen mußte, weil in seinem armen und beschränkten Leben nur für den Walt Raum war! — Und ich blöder Thor, der ich gewesen! Warum erkannte ich nicht, daß Vult es war, der nach des Dichters Tode jenen Brief an mich geschrieben. — Wie die „Wage," so mußte Vult auf seinen Reisen scherzen über das Theater, die Polizei und die Welt, den tiefen Schmerz und den hohen Ernst tief zurückdrängend in die Brust und doch ihn wider Willen leise verrathend. So mußte er schreiben, nachdem er Walt's schwere Excerpten- und Bilderlast von sich geworfen und mit der Leichtigkeit, die ein vielgereister Weltmann sich aneignet, ohne jedoch das köstliche Gut seiner Originalität an den Wagenrädern abzuschleifen. — War es nun ein Wunder, daß Sie ihn so meisterhaft geschildert, so ganz und gar erfaßt und begriffen?

Und die Briefe aus Paris? — die hätte der Dichter am ehesten für seinen Vult in Anspruch genomen. „Der Schelm," hätte er mit frohem Stolz, strahlenden Augen und doch mit seinem lieblichen Lächeln gesagt — „der Schelm hat sich wirklich erfrischt und verjüngt in dem erhabenen Sturm der großen Zeit. Sein Lebensüberdruß, seine Menschenverachtung hat dieser ganz von ihm abgeweht. Er hat neue Hoffnungen gefaßt, und nun donnert und schmettert er wie ein zürnender Gott in die Völker, damit sie schneller sich vom Boden erheben. Aber dennoch ist's der alte Vult, und die Mauthrede an die Bauerngemeinde ist wohl ganz besonders von ihm." —

Wahrlich, Börne, hätte Er Sie gekannt, Er hätte Sie sehr geliebt! —

Es drängte mich zu sehr, Ihnen dies laut vor aller Welt zuzurufen, Ihnen den verlassenen Thron Jean Paul's als Ihren Sitz zu bezeichnen! — Ich wußte, daß dies der verwegenste Handstreich war, den ich ausgeführt, daß er mich am theuersten zu stehen kommen werde. Von allen Seiten höre ich das Erbitterungsgeschrei, das erzwungene und krampfhafte Hohnlachen der Gegner, das mitleidige und verächtliche Lächeln der vornehmen Gelehrten- und Gesellschaftsaristokratie. Ich höre, wie sie ausschreien werden, nun habe auch die Parteiwuth so weit geführt, den ehrwürdigen Jean Paul, den unschuldigen Frauendichter, nach seinem Tode zu einem Jacobiner zu machen. Ich sehe selbst sonst verständige Leute den Kopf schütteln. — Immerhin! Gehört doch der Jugend die Zukunft! — Und sie,

weiß ich, die allernächste Nachwelt, stimmt in den Schluß dieser Dedication — denn das ist dieser mein Brief — laut und froh mit ein. —

— Noch einmal, Börne, Er hätte Sie sehr geliebt! —

R. O. Spazier.

Erstes Kapitel.

Das Fichtelgebirge und seine Bewohner.

Das Fichtelgebirge hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, womit dessen höchste Gipfel begrünet sind, und ist ein gebirgiger hochliegender Landstrich, welcher die nördliche und östliche Hälfte des Mainkreises des Königreichs Baiern, also den größten Theil des ehemaligen Fürstenthums Baireuth oberhalb des Gebirges und einige Bezirke von Bamberg und der obern Pfalz umfaßt. Im südlichen und südöstlichen Theile desselben erheben sich mehrere Reihen bewaldeter Berge, welche meistens zusammenhängende Kegelspitzen oder schmale Kämme bilden und eine ziemlich steile Abdachung haben. Die nördliche und nordwestliche Hälfte dagegen ist ein gegen Norden abfallendes Hochland, welches von Hügeldecken durchzogen und mit tiefen Thälern durchschnitten ist.

Am deutlichsten ist das Gebirge gegen Osten, Südosten und Südwesten abbegrenzt. Gegen Westen, Nordwesten und Nordosten stößt es mit den benachbarten Gebirgsländern zusammen; seine Grenze ist daher weniger in die Augen fallend.

An der südöstlichen Seite steigen die höchsten Berge mit ihrer steilen südlichen Abdachung in die Thäler der Kößein, der fichtelbergische Waldnab und der Heidenab herab, und einzelne kegelförmige Basaltberge laufen von Waldsassen bis Neustadt am Kulm an dieser Grenze hin. Auch gegen Südwesten ist es wie abgeschnitten, und von Neustadt am Kulm über Weidenberg, Berneck, Wirsberg, Kupferberg, Stadt-Steinach, Seibelsdorf bis Rodach zieht sich ein Wiesengrund um den Fuß des steilabstürzenden Gebirges hin. Hier gruppiren sich selten einzelne Berge, und man sieht vielmehr eine fortlaufende, mit Laubgebüsch und Nadelholz begrünte Gebirgswand, welche mit tiefen Furchen zerschnitten ist und aus engen Thälern Flüsse und Bäche herausschickt.

In Nordwesten, von den Dörfern Ober- und Unter-Rodach an bis gegen Nordhalben hinauf, hängt das Fichtelgebirge mit dem thüringer Walde zusammen, und das Rodachthal ist daher als die Scheidelinie beider zu betrachten. Von Nordhalben über Lichtenberg bis Hirschberg sehen wir die Thäler der fränkischen und thüring'schen Muschwitz und eine kurze Strecke das Saalthal als die natürlichste Bezeichnung der nördlichen Grenze an, indem sich die Abdachung des Gebirgslandes bis dahin fortsetzt, jenseits jener Flüsse aber noch der östliche Fuß des thüringer Waldes hinläuft.

Gegen Nordwesten, von Hirschberg bis Asch herab, stößt das Fichtelgebirge mit dem südwestlichen Fuß des Erzgebirges zusammen, und man nimmt die baierisch-sächsische Markung, auf dem flachen Rücken zwischen der Saale und Elster, auch als die Grenze des Fichtelberg-

landes an. Die südwestliche Abdachung jener Erhebung schickt ihre Bäche in die Saale herab und gehört also noch zum Gebiete des Fichtelgebirges; von der nordöstlichen Seite aber stürzen die Wasser in die Elster, welche außerhalb demselben entfließt und entspringt.

Gegen Osten, von Asch über Liebenstein und Hohenberg nach Waldsassen, ist das Auslaufen des Gebirgs wieder schärfer von der Natur bezeichnet; denn die an der Eger und der Rößla hinziehenden Bergketten endigen sich hier und setzen nicht in das flache Egerland hinüber: doch ziehen einige Arme des böhmischen Waldgebirgs durch die Oberpfalz ganz nahe heran.

Der ganze von diesen Grenzlinien eingeschlossene Landstrich liegt zwischen 49° 49′ und 50° 23′ nördlicher Breite und zwischen 29° 7′ und 29° 57′ östlicher Länge. Die Hauptgebirgshöhen ziehen von WSW. nach ONO., und das Gebirgsland mißt in dieser Richtung von Berneck bis an die östliche baireuther Landesgrenze bei Langenau unweit Sell 122,600 pariser Fuß oder $5\frac{3}{8}$ geographische Meilen. Die Breitenausdehnung, von Waldeck bis an die thüring'sche Muschwitz oberhalb Steben, beträgt 1,84,600 pariser Fuß oder $8\frac{1}{10}$ geographische Meilen, und der ganze Flächeninhalt des von den oben bezeichneten Grenzlinien eingeschlossenen Fichtelgebirges $42\frac{3}{5}$ Quadratmeilen *).

Den hier in Skizzen abgerissenen Landstrich kann

*) Siehe die ausführliche physikalisch-statische Beschreibung des Fichtelgebirges von Goldfuß und Bischof; 2 Theile, Nürnberg. Stein. 1817.

man fast immer noch als eine wunderbare dunkle grüne Gebirgsinsel mitten in dem sonnigsten Theile und gerade in der Mitte von Deutschland bezeichnen; ähnlich jener dunklen und geheimnißvollen Cypresseninsel des Lords Horïon im Hesperus, auf welcher der Vater nur landete, um dem Sohne sein Grab zu bezeichnen. Siebenzig Jahre sind vergangen, seit einer der vielbesprochensten deutschen Dichter im Schooße dieses Gebirges geboren ward, ein Dichter, der so lange der Welt ein geheimnißvolles Räthsel blieb, dessen Lösung so manchen Kopf und so manches Herz beschäftigte — und noch immer ist das Fichtelgebirge, trotz seiner wunderbaren Eigenthümlichkeiten, einer der unbetretensten und unbesuchtesten Landstriche Deutschlands; der großen Masse der vornehmsten wie der niedrigen Welt ist es kaum dem Namen nach bekannt. Eilig ziehen die großen Wagenzüge auf der Straße von München und Nürnberg nach Sachsen an dem westlichen Fuße des ganzen Gebirges vorüber, tauchen sich sogar an einigen Stellen in die grünen dunklen Schluchten; die Reisenden werfen aber kaum einen flüchtigen Blick an die dunklen grünen Gebirgskämme zu ihrer Seite, und kaum setzte sich ein Wanderstab deutscher Jünglinge in das Gebirg hinein in Bewegung, selbst zu jener Zeit nicht, als sie schaarenweis durch fast alle deutsche Gaue zogen.

Der Grund hievon ist hauptsächlich in der sonderbaren Lage dieses Gebirges zu suchen. Der Ausdruck „Gebirgsinsel" paßt vollkommen auf dasselbe; denn das Fichtelgebirge ist auf allen Seiten von andern Gebirgen umgeben, die bei Weitem mehr durch Zufall die Aufmerk=

samkeit der Reisenden an sich ziehen; es ist durch Ebenen oder Thäler von ihnen abgeschnitten, jedoch so, daß es nur ein unanziehender Auslauf eines jeden erscheint, und den erschöpften Wandrer durch Oede und Dunkelheit geheimnißvoll von sich zurückschreckt. — Im Osten sind es die böhmischen blauen Gebirge, die durch ihre reichen Bäder die müßige vornehme Welt an ihre Bezirke fesseln, und die Blicke der Gäste in dem einsamen Eger richten sich nach Morgenaufgang gegen Karlsbald und Töplitz zu; das Fichtelgebirge aber schaut sie hinter einer öden und stillen Hügelebne finster und melancholisch an. Im Norden ist es das Erzgebirge,das dicht heranrückt, aber den Kaufmann und Fabrikanten in seinen Schooß lockt; ermüdet von der erschöpfenden Berg- und Hügelkette, die er von Altenburg oder von Dresden her durchwandert, schaut er mit Zürnen auf die neuen Beschwerlichkeiten, die hinterher ihm entgegentreten, und eilt nur so schneller nach den südlichen bequemen Sonnenebnen zu, die das glänzende Thal von Baireuth am jenseitigen Fuß des Fichtelgebirgs ihm verheißt. — Im Nordwesten ist es der thüringer Wald, der mit seinen historischen Erinnerungen ihn fesselt, und eben so ermüdet langt er in der Nähe unsres Gebirges an, von dem er nichts vernahm. — Im Süden ist es das von Nürnberg, Erlangen und Bamberg aus leicht erreichbare, von grünem Laubholz bewachsene, leichter ersteigbare, freundlicher bewohnte Kalksteingebirg, die fränkische Schweiz genannt, mit seinem schönen Thal von Streitberg, den geheimnißvollen Muggendorfer Tropfsteinhöhlen, das der Naturforscher und reiselustige Jüngling besucht, und er wendet dem

hohen dunklen Rücken des Fichtelgebirges, der ihm hier auf jeder Höhe entgegenstarrt, gleichfalls den Rücken und schaut höchstens in die sonnige Ebne von Baireuth hinein; drüber hinaus fürchtet er nichts zu erblicken, als das rauhe, kalte und steinige Voigtland. — Auch die Schaaren Reisender jeden Alters, Standes und Geschlechtes, die sonst in diese Gegenden wallfahrteten, die Person des Dichters und seine Umgebung kennen zu lernen, ja sogar in ihnen das Räthselhafte seiner Erscheinung zu erforschen trachteten, trugen nichts dazu bei, die verborgnen Eigenthümlichkeiten dieser Gebirgswelt bekannter zu machen. Als Jean Paul nach dem Erscheinen seines Hesperus in dem ersten Strahlenglanze seines Ruhmes stand, fanden sie ihn bereits in Hof, am rauhesten und unwirthbarsten nördlichen Eingange zum Fichtelgebirge, und eilten frierend wieder zurück. In dieser Zeit war es nur Ludwig Tieck, der, in seiner jugendlichen Mährchenzeit von Karlsbad kommend, angezogen von dem saftigen Grün jener „Waldeinsamkeit,“ die ihm sich entgegenbot, zu Pferde die waldigen Gebirgshöhen durchstreifte. Ihn traf allerdings mächtig der Gedanke, daß in dieser sonderbaren gewaltigen Natur die Erklärung des Dichters zu suchen sei; als er aber kurze Zeit darauf den Dichter selbst deshalb befragte und die Antwort erhielt, daß jener in seinem ganzen Leben nie auf jene Höhen gekommen sei, ließ Tieck voll tiefen Erstaunens diesen Gedanken wieder fallen; ja er ward dadurch an Jean Paul so irre, daß er ihm bis in die späteste Zeit Sinn und Gefühl für Natur absprach und darum, bei aller Verehrung seiner, nie den rechten Maaßstab zu seiner Beurtheilung findend, seinen

hohen poetischen Ernst und seine schwärmerische Naturreligion von vorn herein als etwas Gemachtes zurückwies, und nur seinen Scherz und seine Satyre für natürlich hielt. Jene Verwirrung der Schlegel'schen Schule, welche spielende kindliche bewußtlose Romantik mit schärfster kritischer Analyse vereinigen wollte, zeigt sich nirgends stärker, als an diesem Ergebniß. Wäre aber Tieck der poetischen Eingebung des ersten Augenblicks gefolgt und hätte ihr nachgeforscht — er würde gefunden haben, daß unmöglich ein Mensch mit so unendlicher Empfänglichkeit für den kleinsten Eindruck, wie Jean Paul, im Schooß einer solchen Welt geboren werden, noch weniger seine ganze Jugend- und Manneszeit in und neben ihr verleben kann, ohne auf immer ihren Einwirkungen anheim gegeben zu sein; er würde gefunden haben, grade der Umstand, daß Jean Paul nie die höchsten Höhen seiner Geburtsgegend anfangs nicht erklimmen konnte, sei die Mutter jener unendlichen Sehnsucht und jenes Schmerzes, in die er jeden Augenblick aus der heitersten Umgebung zurückfällt, und daß er später sie nicht erklimmen wollte, um nicht eine Täuschung zu erfahren, die ihm den schauerlichen geheimnißvollen Zaubertraum von den Gebirgshöhen seiner Jugend zerstörte, einen Zaubertraum, der den Abend seines Lebens mit rosenrother Romantik erhellte und nur erst im Grabe am Fuße dieser lebenslang sehnsüchtig angeblickten Höhen erlosch! — — Als aber mehrere Jahre später Jean Paul wiederum durch den Gebirgsmagnet zu seiner Geburtsgegend nach einer kurzen Entfernung, in der er vergeblich in einer andern Welt auszuhalten versucht, zurückgezogen worden, fanden ihn die

Besucher am südlichen Eingangsthore zum Fichtelgebirge, in der Ebne von Baireuth; sie fanden ihn am Fuße desselben, wie er sein Auge immer nach seiner hohen Wiege hinrichtete und sie beschaute; und selbst der poetische „reisende Waldhornist," Wilhelm Müller, wanderte mit der Schaar der Reisenden nach jenem Bierhäuschen der Frau Rollwenzel am Ende einer Kastanienallee, dort eine Erklärung suchend; und doch legte der Dichter dort nur seine Jagdtasche ab, wenn er sich in das Gras setzte, das Antlitz dem hohen Gebirgskamme zugewendet, der seine Jugendträume verbarg, und wenn er die Gesichter seiner Jünglingszeit hinter den Bergen heraufbeschwor, oder, wo er bei kaltem Wetter in das Stübchen, das da hinaus ging, diese Gestalten hinein zu locken versuchte.

Nicht aber immer war das Fichtelgebirge im deutschen Vaterlande ein so unbeachteter Landstrich, zumal ehe die Reiselust nach ausländischen Ländern und Bergen erwacht war und das Große der eignen Heimath vergaß. Da unsern Vorfahren das Reisen eine so seltne und die kleinste Wanderung ein Ereigniß in ihrem Leben war, so ward zwar dieses Gebirge von Fremden fast nicht mehr betreten als jetzt, zumal da sein rauhes Klima und seine Unwegsamkeit sie zurückschreckte. Desto mehr Wunderbares jedoch erzählte ihnen die Sage von dem düsteren, grünen, einsamen und hohen Waldgebirge, das dem ganzen mittleren Deutschland seine Wasser zuschickte. Die Alten verstanden unter dem Namen Fichtelberg hauptsächlich die Höhen, welche Bischofsgrün, in der Mitte des Waldrückens gelegen, zunächst umschließen, und beschrieben die

Gegend bald als einen Berg von wunderbarlicher Höhe, unersteiglichen Felsen und einem unschätzbaren Ueberfluß an Metallen, Holzungen, Kräutern und Gewilde, als den Ursprung vier großer Flüsse, bald als ein an den Grenzen zwischen Böhmen, der Pfalz, Franken und Thüringen liegendes Gebirge, für dessen Arme auch die Berge um Wunsiedel und Weißenstadt angesehen wurden. Die alten Orographen waren unerschöpflich in Ausdrücken der Bewunderung dieses Fichtelbergs. Willen spricht unter Andrem in seinem **Paradiso pinifero** (Fichtenparadies): „Gleichwie auf dem ganzen Erdboden kein Geschöpf ist, das nicht Gott seinen Schöpfer preiset; also sind die hohen Berge nichts Andres, als Merkmale der Allmacht, Weisheit und Güte des Allerhöchsten. Weitläufig und mit vielen weltberufenen ausländischen Bergen solches zu erweisen, ist nicht von nöthen; indem der fast in der Mitte des deutschen Vaterlandes himmelwärts aufsteigende Fichtelberg die Ehre und das Lob des höchsten Gottes augenscheinlich genug vorstellt, so oft man denselben nicht obenhin und unbedachtsam, sondern mit Fleiß anschauet und als ein Wunderwerk des wunderbaren Gottes, ein Kunst- und Meisterwerk der Natur, eine Stütze der Wolken des Himmels, einen Fürsten der Berge, einen König der Bäume und Wälder, einen Wirth und Speisemeister der Thiere und Vögel, eine Schatzkammer der köstlichen Metalle und Edelsteine, eine Schmiede der blitzenden und donnernden Waffen, eine Werkstatt der Künste, einen Parnaß der Musen, eine unüberwindliche Festung und sichere Zuflucht wider alle Gewalt und Anfall der Feinde, eine freie offne Apo-

theke für allerlei Kranke, einen Ursprung vier schiff- und fischreicher Ströme, ja als ein anmuthiges Paradies unsrer deutschen Mutter Erde — in reifere Betrachtung ziehet."

Was den Alten diese hohe und poetische Anschauung des Fichtelgebirges beibrachte, waren nicht bloß die vier Hauptströme, die nach allen vier Weltgegenden aus seinem dunklen Schooße Segen spendend über Mitteldeutschland, in dem Main gegen Westen, der Saale gegen Norden, der Eger gegen Osten und der Nabe gegen Süden, sich ausgossen, sondern besonders der Umstand, daß früher eine unzählige Menge von Bergwerken mit ihrem hämmernden Geräusch die Thäler des Gebirgs bedeckten. Fast alle unsre deutschen Sagen gehen in den geheimnißvollen Schooß der Erde, die Bergleute sind noch heute die Wahrer der meisten Sagen und Mährchen, und der grübelnde Geist unsres Volks fand hier stets seine beste Nahrung. Aber was ihnen das Fichtelgebirge am meisten auszeichnete, war, daß man in ihm, als in einem granitenen Urgebirge, wirklich Gold fand, jenes Metall, das im ganzen Mittelalter bei uns in Deutschland der Gegenstand geheimnißvoller Begehr war, und dessen Auffindung und Erzeugung so viele Köpfe beschäftigte, und nach dem die Sehnsucht um so mehr die Gemüther der Besten verzehrte, als das Suchen darnach den Forscher in die Tiefe der unergründbaren Natur zu führen versprach. Wirklich stößt der Wanderer zwischen Berneck und Bischofsgrün im höchsten Gebirge noch jetzt auf die Namen: Goldberg, Goldmühle, und findet noch die Spuren jenes alten so berühmten Berg-

baues am Goldberge. Das älteste und bekannteste Bergwerk war die Gold- und Fürstenzeche, welche schon um das Jahr 1336 unter dem Burggrafen Friedrich I. erhoben wurde. Sie war wenigstens 304 Jahre im Gang, und erst 1668 kam sie zum Erliegen. Ein Bauernhäuschen liegt jetzt an der Stelle, wo der Schacht niederging, und ein alter Nußbaum im Hausgärtchen steht auf dem zugefüllten Schachte selbst. Zwischen den Jahren 1365 und 1430 scheint dieser Bau am ergiebigsten gewesen zu sein, und man soll, nach der Angabe eines Manuscriptes vom Jahr 1608, wöchentlich 1600, wenigstens 1200 Goldgülden Ausbeute gehabt haben. Außer der Fürstenzeche bereist man in dieser Gegend noch dreizehn andere Gruben auf Gold, Silber, Kupfer, Spiesglas und Eisen. Allein Kriege und verminderte Ausbeute verursachten das Erliegen dieses Bergbaus. Im Jahr 1792 ließ die preußische Regierung einige Versuche anstellen, weil man hoffte, die seit 1775 gewonnenen mehre tausend Centner Erze, die unbenutzt auf der Halde lagen, zu gut zu machen. Doch man fand, daß ein Centner Hampadt 1 bis 2 Pfund Schlich, und 1 Centner Schlich ¼ Loth Gold und ¼ Loth Silber gab, so daß also die Kosten der Aufbereitung nicht gewonnen werden konnten.

Es war nun natürlich, daß die Kunde der Auffindung von Gold in der Umgegend sich verbreitete, die Sage und das Mährchen die wunderbarsten Dinge erzählten. Man stellte sich den Fichtelberg, wie den Venusberg, als einen einzigen, doch, da man von fern zwei hohe Berge, den Ochsenkopf und Schnasberg, sah, den

ersten mit zwei Gipfeln vor und verschloß in dessen Bauch so das Gold als die Ströme als die Edelsteine, da man noch heut in einigen Bächen Perlen findet. Man umgab den Berg mit einem Schloß und die Schätze den Wahlen oder Berggeistern zur Bewachung. Ja, als man sogar auf dem obersten Gipfel des Ochsenkopfes eine Steinhöhle und auf deren Boden einen goldgelben Sand fand, lockte der Berg manchen Abenteurer mit Schaufel und Hacke aus weiten Gegenden herbei, nach dem Schatze zu suchen. Reiche Kaufleute versuchten sogar Schachten in den Gipfel zu schlagen, und noch heut siedeln sich hier und da in den Wildnissen einzelne Bergleute an, die an der alten Sage den Glauben nicht verloren. Das ganze Gebirge war mit Sagen und Geistern bevölkert. Auf dem kahlen Gipfel des Schneeberges, dem Ochsenkopf gegenüber, wohnte eine weissagende Sybille, die eine Höhle in der Gegend, Sternseherin geheißen, bewohnte, ein übermenschliches Wesen, das nur wenige bedenkliche Worte sprach und sich nur bei bevorstehenden wichtigen Ereignissen sehen ließ. Ein furchtbares Felsenlabyrinth, Nussen oder Nußhardt geheißen, führt zu dem Gipfel hinan, und wirklich trifft man auf der obersten Granitplatte 9 schüsselförmige Vertiefungen, welche so eingegraben sind, daß die größte derselben die Mitte einnimmt, die übrigen aber im Kreise umherliegen, und wahrscheinlich hat dieser Felsen in der heidnischen Vorzeit, die später als anderswo aus diesen Gebirgen wich, zu einem gottesdienstlichen Gebrauch gedient und der Name Nussen erinnert an Nussa oder Nocca, die Flußgöt-

tin der Deutschen, welche man vielleicht hier bei den Quellen großer Flüsse verehrte *).

Dies Interesse, was man früher am Fichtelgebirge nahm, ist nun zwar in neuerer Zeit verschwunden, und wenn in dem einsamen Gebirge das Geräusch des Bergmannes und das Pochen der Schmelzhütten sich vernehmen läßt, so ist es in den gewöhnlichen Eisen-, Vitriol-, Alaun- und Zinnbergwerken. Aber was das Gebirge vor allen deutschen heraushebt, was ihm eine Frische, Kühle und in seinem Innern ein unendliches Leben erzeugt, und dem, der einmal hineingedrungen ist, wirklich als die Werkstatt deutscher Natur erscheinen läßt, wohin schon die von seinem hohen Rücken herabrinnenden Ströme deuten, und worin kein Gebirge in der Welt im Verhältniß des geringen Umfanges ihm gleichkommt, ist der überschwengliche Reichthum an Gewässern und Quellen, welche das Fichtelgebirge auszeichnen, und die in bald rauschenden Stürzen, bald sanftem Plätschern aus jeder Felsspalte heraus- und in jedes Thal hineindringen. Die Zahl der Bäche und Quellen, die hier sprudeln, ist kaum anzugeben, und kaum ein Bogen wäre im Stande, nur ihre Namen zu füllen. Die vier Hauptströme werden allein, der weiße Main von 5 Flüßchen und 12 größern Bächen, die Nabe von 3 Flüßchen und vier solchen Bächen, die Eger von vier Flüßchen, die Saale von 17 Flüßchen und 19 größern Bächen gebildet. Außerdem sind 5 große Weiher und 26 Mineralbrunnen vorhanden, von denen nur 4 dem Publikum bekannt, die an-

*) Döderlein Antiq. Gentilism. Nordgau. §. 15.

dern von den Landleuten getrunken werden. „Außer diesen Flüssen nebst deren zufließenden Bächlein," sagt schon Pachelbel, „ist der Fichtelberg voller allerhand wunderbarer Strömen und sehr gesunder Brunnen und vielerlei Quellen, deren etliche mit Gold, einige mit Zinnsteinlein, Eisenerz und mäßigem Salpeter angefüllt sein; insgemein sind sie sehr gesund zu trinken. In vielen Dörfern hat fast jedes Haus eine fließende Quelle vor seiner Thüre, und in den Städten und Märkten findet man einen Ueberfluß von Springbrunnen, deren Wasser nur eine kurze Strecke weit durch Röhren hingeleitet werden, also daß der Fichtelberg seinen Namen nicht nur allein von den vielen Fichten, sondern auch wegen der vielen nützlichen Wasser und Feuchtigkeiten, den Namen des Feuchtenberges führen kann;" und ein Anderer sagt: „daß aus unsrem schatzreichen Fichtelberg durch die wundersame Natur in so vielen schönen goldfündigen Flüssen, Quellen und Brünnlein die herrlichsten Körner und kostbarsten Steinlein aus dem Bauch und innersten Theil der Berge herausgeführt würden."

Der eigenthümliche Charakter dieses Landstriches sind daher in den Vorbergen frische grüne, überall von Quellen gewässerte Hügel, deren Höhen mit den dunkelsten schönsten Tannen besetzt sind, die sich immer stärker und dichter zu den eigentlichen Höhen herandrängen, und über ein weites schmelzgrünes Wiesenthal, womit der hohe Gebirgskamm umgeben ist, scheinen die Tannen in Masse hinüberzuspringen, um zwischen wunderbaren Granitblöcken das ganze hohe, durch unzählige Kluften gespaltete Gebirge zu bedecken. Der Ackerbau

ist in der ganzen Gegend darum dürftig, und das beständige Geläute kleiner Glocken um die zerstreuten Wohnungen verkündet überall die Beschäftigung des eigentlichen Gebirgsbewohners.

Und ein solcher ist denn der Bewohner dieses Landstrichs wirklich auch. Schon die Fluth der Ströme und ihr weiter Verlauf deutet die Höhe eines Gebirges an, das auch wie kein andres in Deutschland die Naturerscheinungen und das Leben der besuchtesten und berühmtesten Gebirgsländer Europas darbietet. Hof liegt bereits 1763, Wunsiedel 1841, Goldkronach 1630 Fuß über der Meeresfläche; nur der Schneeberg erhebt sich zwar nur 3467 Fuß darüber; aber der ganze bewohnte Theil liegt faßt überall 2000 Fuß hoch. Während man wenige Meilen davon in den Gegenden von Nürnberg und Bamberg die schönsten Frühlingstage genießt, fährt man von Hof bis Berneck noch im Schlitten. In den höhern Gebirgsgegenden stellen sich schon zu Ende des Monats August die Reife ein, und gegen Michaelis schneit es schon. Im Jahre 1769 mußte man den Schnee mit Schaufeln von den Kartoffelfeldern wegräumen, und im Jahre 1805 hinderte er das Einsammeln der Feldfrüchte gänzlich. Der erste Schnee bleibt gewöhnlich liegen, und daher wird die Schneedecke schon im November und December so hoch, daß bisweilen die Hausthüren der Landleute zuschneien und die Holzstöße im Hochwalde so bedeckt werden, daß die Arbeiter mit Stangen umhergehen müssen, sie aufzusuchen. Selten fällt der Schnee in Flocken; gewöhnlich rieselt er in kleinen, starkgefrornen Körnchen herab, die sich leicht vom Winde verwehen

lassen. Sie dringen durch die feinsten Spalten der Dächer und Häuser, und die Leute, welche dort schlafen, finden sich gewöhnlich des Morgens dort eingeschneit. Wo der Wind den Schnee hinführt, thürmt er sich zu ganzen Bergen auf, und die Straßen werden so verweht, daß die Verbindung mit benachbarten Dörfern unterbrochen wird. Aber um so erhabenern Anblick gewähren auch die Berge, wenn ihre dichten, mit Schnee überdeckten Gipfel vom starken Froste blitzen, und die glänzenden Eisflächen durch das dunkle Grün des Fichtenwaldes durchschimmern, und die Bäume auf ihren weit ausgestreckten grünen Urnen überall den jungfräulichsten in der Sonne blitzenden Schnee in wunderbaren Gestalten tragen. Im Walde und in den Felsenklippen der nördlichen Bergabhänge findet man den Schnee bis Ende Juni. Im Jahre 1809 wurde die Heuerndte auf der Bischofsgrünerflur bei empfindlichem Froste mit Handschuhen verrichtet. Nebel steigen fast das ganze Jahr hindurch täglich von den Sümpfen und Wäldern empor. Wenn im Sommer die Niederungen von Wunsidel, Weißenstadt und Gefrees heitern Sonnenschein genießen, hüllt ein dunkler Nebelschleier die Gipfel der Berge ein. Hier bilden sie die sonderbarsten Wolkenfiguren; bald umgeben sie den ganzen Gipfel, bald bedecken sie nur die halbe Seite; manchmal stehen sie wie kleine Hügel unbeweglich, oder sie ziehen sich an einer Stelle wie abgeschnitten in gerader Linie fort. Nicht selten sieht man den Ochsenkopf, die Kössein, den Kornberg, den rauhen Kulm u. a. mit einem Kranze von Wolken umgeben, so daß die Bergspitzen darüber emporragen. Auch schlie-

ßen die Landleute von dem Ansehen dieser Berge auf die bevorstehende Witterung und sind, wie alle Gebirgsbewohner, eifrige Wetterpropheten, ein Talent, das auch Jean Paul sein Leben lang übte und manche Quelle des Ernstes wie des Scherzes, der Qual und Lust darin fand. — Häufig ist der Höherauch, der im hohen Sommer wie ein Nebel auf dem Lande liegt und auch bei reinem Himmel die ferne Aussicht auf den Bergen beschränkt. Einigemale spiegelte sich die Sonne in demselben so, daß man sie noch eine halbe Stunde nach ihrem Untergang über dem Horizonte zu sehen glaubte. Auch zeigen sich zuweilen zwei Sonnen, häufig ein doppelter und dreifacher Regenbogen, sogar Nordlichter. Eine seltene Erscheinung sahe man im März 1820 am Ochsenkopfe. Nach einer geraumen Zeit, nachdem die Sonne schon hinabgesunken war, stand nämlich sein Gipfel geröthet und wie von dem Wiederscheine einer nächtlichen Feuersbrunst übergossen, erhaben und feierlich da und gewährte das prachtvolle Schauspiel, welches man sonst nur an den Alpen des Schweizergebirges zu erblicken gewohnt ist. Ein ähnliches Phänomen wurde in Hof zu Ende des Novembers 1799 früh von 3 bis 5 Uhr beobachtet. Eine Meile im Umkreise war der Himmel licht und fast feurig. Gegen 5 Uhr schossen Blitze in der Luft umher, welche kein Donner begleitete. Endlich bildeten sich ungeheuere Kugeln von einem matten Feuer, welche weiter zogen und endlich ohne Knall vergingen. Auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts beobachtete man mehre feurige Luftmeteore. Irrlichter und Stern=

schnuppen können an vielen Orten täglich gesehen werden; auch spricht Pachelbel von einer mineralischen Witterung, welche wie eine Schwefelflamme bläulich schimmern und nach dem Zuge der Gänge wie ein Lauffeuer hinlodern soll. Von solchen pflegt das gemeine Volk zu sagen, es brenne ein Schatz und ist der Meinung, daß hier Gold, Silber oder Geschmeide vergraben sein müsse. Auch schließt es daraus, daß die fichtelbergische Luft voll schwefelhafter und salpetriger Dämpfe sei, daß sie mercurialische gold- und silberhafte Anfänge in sich in sich verborgen halte, weshalb diese Metalle noch heut zu Tage dort erzeugt werden müßten. *)

Was dem Bewohner dieses Gebirge so liebt macht, ist, daß alle diese Eigenthümlichkeiten, die es rings von der dasselbe umgebenden Welt abschneiden, auf einen so kleinen Raum zusammengerückt sind, daß sie alle das Auge wie das Herz umfaßt. Den Mittel- und Glanzpunkt ist der Ochsenkopf, um den sich Alles umherreiht, und das Auge blickt überall, wo es sich befindet, sehnsüchtig zu ihm hin. Auf seinem Gipfel glaubt man die Sehnsucht erst gestillt. Sein Gipfel zeigt sich, wenn man von Bischofsgrün hinaufgestiegen ist, als eine steile Felsenhöhe von über einander gestürzten Granitmassen. In diesen Klippen hält den Wanderer nahe am Fußweg ein kuglicher Stein auf mit der Jahrzahl 1711 und den Buchstaben I. H. L., welche nach Einigen sagen sollen: I(n) H(oc) L(oco): unter diesem Steine! Denn unter ihm soll der Schlüssel zu den Geheimnissen des Berges liegen; den äußersten Punkt der Bergspitze bildet

*) Bischof und Goldfuß Beschreibung des Fichtelgebirges.

aber eine Felsenspalte, in welcher man das Sinnbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Aber nichts malt die Aussicht, die man von diesem Gipfel genießt; sie ist groß und erhaben wie der Berg selbst, auf den Seiten, wo nur die waldbewachsenen Gebirgszüge und Thäler vor dem Blicke hinlaufen, die, wie der Wellenschlag des bemoosten Oceans, das Land in concentrischen Kreisen durchziehen und wie niedrige Hügelsreihen zu unseren Füßen liegen; aber eine tiefe Befriedigung romantischer Sehnsucht ergreift das Herz, wenn es gegen Westen an der Grenze des Gesichtskreises die Höhen des Kalkgebirges bemerkt, welches das Baireuther Oberland vom Unterlande trennt, sich wie ein Bogen von Süden nach Norden hinaufzieht und am Fuße des Sophienberges in einem hellen Kessel die glänzende Stadt Baireuth entdeckt, wenn es nach Norden über die Hügelreihe hinüber, die Kulmbach verdeckt, in die Bamberg'schen, Koburg'schen und Henneberg'schen blauen Thäler hineinschaut und in matter Bläue den Inselberg und die Schneekoppe in Thüringen ihm entgegen schimmern. — Doch nicht sind die letztern die Gegenstände der Sehnsucht des einsamen Gebirgsbewohners, sondern es ist ihm das warme, reichbebaute Baireuther Thal, wo ihm der Frühling und die Hoffnung zu wohnen scheint, und die glänzendfreundliche ehemalige Fürstenstadt Baireuth, auf die er seine Begriffe von Größe und Reichthum und Glanz und Frauenschöne bezieht.

Wie das Fichtelgebirge selbst einen so eigenthümlichen Charakter als mitten im Vaterlande schroff abge=

schnittene Gebirgsgegend trägt, so auch seine Bewohner. Es waren Sorbenslaven, welche schon im achten Jahrhunderte dies Gebirge bewohnten und hier bereits feste Sitze begründet hatten. Sie hielten ihren heidnischen Gottesdienst auf Berghöhen, in heiligen Ruinen und Höhlen, verehrten ebenfalls den Rietbog oder Swantewit, als das höchste Wesen und den Urheber der Welt, den Tschernebog als den Urquell des Bösen, den Radegast als Kriegsgott, Peckun als Donnergott und Sifte oder Gerowith als Gott der Rache und Gerechtigkeit; auch war ihnen Marzana die Göttin des Todes. Sie hingen wie alle Gebirgsbewohner hartnäckig an ihrem Glauben, und die Voigte von Plauen hatten noch im Jahre 1232 mit der Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zu thun. Das wichtigste Erbtheil, was die Bewohner von den wendischen Ahnen übrig behielten, sind unveränderter Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit, Treue, Aufrichtigkeit und Biederkeit. Die Bewohner der höhern Gebirgsgegenden haben in ihren abgeschiedenen, von Wäldern und Felsen umgebenen Wohnsitzen einen Anstrich von Härte und Rauheit. In ihren Bewegungen und Handlungen sind sie langsam und bedächtig. Ihr Körper ist mannhaft und gesund und leidet, durch das Klima abgehärtet, wenig durch Krankheiten. „Es hat der Fichtelberg,“ sagt Bruschius, *) „und schier das ganze herumgelegene Land, ein fromm, getreu, freundlich, doch fast grob, bäuerisch, hart und

*) Caspari Bruschii gründliche Beschreibung des Fichtelberges, auf welchem 4 schiffreiche Wasser entspringen u. s. w. Wittemberg, 1592.

stark Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wohl leiden und vertragen mag. In Summa, es sind Leute, ihrer von der Natur angebornen Stärke Willen, wilde Säue und grausame Bäre zu fällen und zu fahen fast geschickt, wiewohl sie nicht von Leib grob und ungeheuer, sondern von Art des Hölzleins sind, das sie gemeiniglich an Spießen tragen; daher auch ein deutsches Sprichwort erwachsen, daß, wenn man von einem guten Knittel will sprechen, sagt man: Es ist ein grober Fichtelberger. — Und wiewohl das Land fast ungeheuer ist, von der vielfältigen Wälder und Berg wegen, dasselbe auch gemeiniglich grobe und wüste Leute gebiert, die zum Kriege und harten Bauernarbeit tauglicher sein, denn hohe theure Künste zu erlernen, ist es doch gelehrter und geschickter Leute nicht gar beraubt, davon es auch bei andern und weit gelegenen Landen Ehr' und Ruhm hat." Die Einwohner der übrigen Gegenden weichen, je nach ihrer Beschäftigung, etwas von einander ab. Die Berg- und Hüttenleute siud gute und natürliche Naturmenschen, denen jedoch die Würde ihres Standes einen gewissen Stolz und Selbstvertrauen eingeflößt hat. Die tiefe Bedeutung ihres Rufes spiegelt sich bei ihnen durch Religiösität und ein geheimnißvolles ernsthaftes Wesen. Die Hüttenleute dagegen, besonders die Hammerschmiede und Hochöfner, Menschen von ansehnlicher Größe und riesenhafter Stärke, verzehren gern durch Speise und Trank ihren viel reichern Verdienst; sie sind offener, lebhafter und hitziger, wie das Element, mit dem sie arbeiten. Die Genügsamsten bildet die zahlreiche Klasse der Holzhauer, welche für die

Hammerwerke das Holz flößen und zurichten. Bei jeder Witterung besteigen jene mit Sonnenaufgang ihre waldigen Berge und begnügen sich den ganzen Tag mit Brod und Wasser, bringen einen großen Theil ihres Lebens in einer Erdhütte zu, welche sie neben dem Meiler erbauen. Mehre verlassen wieder ein erlerntes Handwerk, weil sie sich zu einem Leben in freier Luft, in dem mit Vogelgesang angefüllten Wald unwiderstehlich angezogen fühlen, keine andere Welt als ihr Dörfchen und keine andern Bedürfnisse als die einfachste Nahrung und nothdürftigste Kleidung kennen. Merklich sind von ihnen die Holzhändler und Flößer verschieden. Da sie, um ihren Geschäften obzuliegen, die eine Hälfte ihres Lebens in den Wäldern, die andere auf ihrer Wasserreise nach Frankfurt und Mainz zubringen, so gewahrt man bei ihnen, neben einer natürlichen Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, Welt- und Menschenkenntniß, und ihr ansehnlicher Gewinn setzt sie in Stand, sich manche feinere Genüsse des Lebens zu verschaffen. Die Bewohner der Gegenden, wo Manufakturen getrieben werden, wie in und um Hof, haben von dieser Einfachheit der Sitten schon verloren. Der temporäre größere oder geringere Verdienst der Manufakturarbeiter, der ihnen Ueberfluß oder Mangel bringt, brachte jene geldgierige und goldbeengte Philisterhaftigkeit zu Wege, die man in allen kleinen und selbst in den größern Städten Deutschlands findet. Ein Gemisch der Sitten der Manufakturisten und des Landmanns findet man in der Klasse der Handwerker in den Städten und Märkten, da sich diese entweder ganz von Manufakturarbeiten näh-

ren, oder neben einem Handwerke auch Feldbau treiben und dann fast wie die Bauern leben. Doch sind unter ihnen auf den ersten Anblick Wirthe, Fleischer, Bäcker und Müller leicht durch gewisse Eigenthümlichkeiten zu erkennen. Sie bilden die wohlhabende und unabhängige Bürgerklasse, und der raschere Betrieb ihrer Geschäfte, ihre große persönliche Bekanntschaft umher, die Weise, wie sie Jeden nach seinem Stande auf ihre Art zu ehren wissen, und die Behaglichkeit, womit sie in den geschäftlosen Stunden die Bequemlichkeiten des Hauses genießen, zeichnen sie aus. Außerdem bilden die eigentliche höhere Klasse die verschiednen adeligen Gutsbesitzer des Gebirgs. Auch sie haben die guten Eigenschaften des Landmanns in sich erhalten, vermählen dabei aber den eben so hartnäckigen Stolz alles Gebirgsadels. In den häuslichen Einrichtungen herrscht auch bei ihnen reinliche Einfachheit, und da der Luxus das Vermögen nicht aufzehrt, so findet man in den geselligen Kreisen einen Frohsinn, welchen der Druck der Zeitverhältnisse nicht zu verscheuchen vermag. Die Familien, nicht bloß einer Stadt, sondern einer ganzen Gegend, leben in vertraulichem Umgange mit einander.

Da diese verschiedenen Klassen der Bewohner des Fichtelgebirges zu sehr mit einander leben, zu sehr auf sich angewiesen und selbst die höhern Stände zu wenig mit der Außenwelt in Berührung kommen, als daß sie in ihrer Lebensweise und ihren Ideengängen nicht unendlich Viel von einander annähmen und theilten, hauptsächlich aber, da in Jean Paul's Werken dieselben vorzüglich leben, so wird es nöthig, ihr äußeres und inneres Leben

noch näher zu beschreiben und im Voraus zu bemerken, daß des Dichters Lebensweise in vielen Rücksichten selbst in seiner glänzendsten Zeit davon sich nicht entfernte.

Die reichsten Landleute wohnen in den Landgerichten Wunsiedel und Waldsassen und in einigen voigtländischen Bezirken. Daher findet man dort auch geräumige, steinerne, mit Ziegeln gedeckte, Häuser und äußerst reinliche und helle Wohnstuben, wie beim Bürger in den Städten und Märkten. In andern Gegenden sind die Wohnstuben meist von Fachwerk oder ganz von Holz, mit Schindeln oder Stroh gedeckt und mit dem Stall unter einem Dache. In der schmalen Hausflur steht ein Stopftrog, und unter der kleinen Bodenstiege hängen Sicheln, Sensen und Anspanngeschirre an der Wand. Eine Thüre führt in die finstere, kleine Küche, eine andre in den Stall und die dritte in die Stube. Diese hat in den steinernen Häusern der oben bemerkten Gegenden weißgetünchte Wände und einen immer rein gefegten Fußboden; in den hölzernen Wohnungen aber sind die Wände getäfelt und haben nebst der Decke und dem Fußboden jenes reinliche Ansehen nicht. Neben dem Eingange steht ein großer, oft grün glasirter Ofen mit zwei geräumigen, eisernen, eingemauerten Ofentöpfen, worin immer warmes Wasser gehalten wird. Ringsherum gehen Bänke und ein hölzernes Gitter zum Aufhängen der Kleider und Wäsche. Zwischen dem Ofen und der Wand ist ein schmaler Raum, die Hölle, mit einer Bank ausgefüllt, wohin man sich verkriecht, um sich auszuruhen und sich gütlich zu thun. Da man gewöhnlich gespaltenes Kienholz zur Beleuchtung verbrennt, so ist in

den reinlichen Häusern neben dem Ofen ein kleiner Rauchfang angebracht. Der vordere Theil der Stube wird aus Ziegelsteinen gepflastert, damit das bei dem Füllen der Ofentöpfe verschüttete Wasser leicht zu einer durch die Wand gehenden Rinne abfließen kann; um die Wände des Zimmers laufen Bänke hin, in der Ecke neben den Fenstern stehet ein großer Tisch und um ihn einige hölzerne Stühle. Tisch und Bänke werden jeden Sonnabend mit weißem Silbersand abgerieben. Auf einem an der Wand neben der Thüre befestigten Schüsselbret ist das hölzerne, irdene und blecherne Küchengeschirr aufgestellt, und auf dem Brete über der Thür liegen in der Regel eine Bibel, ein Predigt- und Gesangbuch. Hühner und Gänse sind in den Dörfern innerhalb der sechs Aemter aus den Zimmern gewiesen; in andern Gegenden aber ist ein Hühnerstall unter dem Schüsselbret angebracht und jungen Ziegen und Schweinen öfters ein Winkel des Zimmers eingeräumt. In der anstoßenden Kammer stehet das mit einem Himmel versehene Ehebett, und in einem Wandschränkchen oder in einer bunt angestrichenen Kiste wird das Leinenzeug, das Geld, die silbernen Hemdeknöpfe und Halsketten, die Steuerbüchlein und andre Dokumente verwahrt. Zwischen dem Hause und der Mißstätte läuft ein gepflasterter Gang zur Thüre hin, der durch den Kettenhund bewacht wird. Den Hintergrund des Hofes schließt die Scheune und ein Wagenschuppen. Daneben steht ein Schweinestall und ein Backofen und in der Mitte ein rundes, auf einer Säule ruhendes Taubenhaus. An den Seiten sind ringsum große Holzstöße aufgeschichtet, da

bei der Winters und Sommers fortgesetzten Heizung des weiten Ofens der Holzverbrauch sehr stark ist. In obsttragenden Gegenden stößt ein Obstgarten an den Hofraum, und ein kleiner, besonders umzäunter Platz ist in demselben zum Küchengarten bestimmt. In diesem ziehet man indeß nur etwas Salat und die nöthigen Kohlpflanzen. Gemeiniglich findet man in einer Ecke desselben einige Blumen, namentlich Salbey, Enomenblättchen, Ranunkeln und Lavendeln. Die um die Häuser umherstehenden Obstbäume machen die Dörfer am südlichen und westlichen Fuß des Gebirges malerisch, und die grünenden blühenden Hecken, welche an der Straße hinlaufen und die mit Obstbäumen besetzten Felder einzäunen, tragen Viel dazu bei, die Landschaft zu verschönern. Die übrigen Gebirgsgegenden sind aber dieses Schmuckes fast gänzlich beraubt. Nur einige düstere Fichten ragen zwischen den nackten Häusern hervor, und die Stangenumzäunungen geben den Fluren ein kahles Ansehen. Die einzige Zierde des Dorfs sind einige Ahornbäume und der hohe Maienbaum mit seinen Wetterfahnen. Dies ist ein in der Mitte des Dorfes aufgerichteter schlanker ausgeasteter Tannenbaum, der an seiner Spitze mit allerlei hölzernen Figuren, Fahnen und Kränzen geziert ist. Er steht im Mittelpunkte des Platzes, auf welchem am Kirchweihtage der Tanz aufgeführt ist.

Auch rücksichtlich der Kleidung beweisen die Gebirgsbewohner viele Anhänglichkeit an die alten Sitten. In den Kirchspielen Mistelgau und Mistelbach findet man noch vollkommen die alte wendische Tracht; die Kleidung der Landleute im Gebirge hat viele Aehnlichkeit mit je-

ner und wurde seit Menschengedenken unverändert beibehalten. Das weibliche Geschlecht trägt einen bunten, vorn geknöpften oder gehäkelten Brustfleck, einige faltige, bis unter die Waden reichende Röcke von schwarzem oder braunem Wollenzeug oder Flanell, ein schwarzes Schürzchen und einen schwarzen Kittel. Aeltere Weiber binden ein weißes, dreieckig zusammengelegtes Tuch um den Kopf; die jüngern tragen eine bunte oder schwarze Backenhaube und darüber ein seidenes Kopftuch um die Stirn. Um den Leib führen sie einen ledernen, mit Messing beschlagenen Gütel, an welchem ein Klappmesser hängt; damit gürten sie auch bei der Arbeit die Röcke in die Höhe. Gewöhnlich gehen sie mit bloßen Füßen; denn die Strümpfe reichen nur von den Waden bis an die Knöchel herab, und die Schuhe tragen sie meist in der Hand mit herum und ziehen sie nur erst vor der Kirche oder vor den Thoren der Stadt an. Auch den großen Filz- oder Strohhut, welchen sie immer mitnehmen, setzen sie selten auf, sondern halten ihn ebenfalls an der Hand. Die älteren Frauen werfen, wenn sie zur Kirche gehen, ein großes weißes Tuch (Kirchentuch) über. In den Gegenden, wo die Landleute für die Manufakturen arbeiten, hat man diese Tracht verlassen, und die Mädchen kleiden sich, wie die Bürgersfrauen in den Märkten, in Kattun. Am Sonntage putzen sich dagegen beide durch weiße Hauben mit einer breiten gestreiften Spitze, die das Gesicht wie einen heiligen Schein umgiebt. In der Nähe von Baireuth trägt man an den Jäckchen unförmlich lange Schöße und als Halsschmuck eine silberne Kette mit einigen Dukaten. Die Festkleidung der Männer besteht in

einem bis an die Knie reichenden, vorn nicht ganz schließenden, schwarzen oder braunen Tuchrock mit breitem Schooß, ohne Kragen und Seitentaschen, einer langen Schooßweste von gleichem Stoff und Farbe, engen, bis an die Knie reichenden, schwarz gefärbten ledernen Beinkleidern, welche selten an den schmalen Hosenträgern hängen, sondern gewöhnlich um die Hüften festgeschnallt sind, grauen wollenen Strümpfen und benagelten Schuhen oder Stiefeln. Auch die jungen Leute kleiden sich so, wenn sie zur Kirche gehen; außerdem aber tragen sie gelbe lederne Beinkleider, kurze bunte, mit dicht stehenden zinnernen oder silbernen Knöpfen geschlossene Westen und kurze Jacken von farbigem Tuch. Als Kopfbedeckung führen sie zu jeder Jahreszeit eine kleine Pelzmütze mit einem Ueberzug von Tuch oder Sammet und einer Verbremung von Marderfell. Außer dem Hause wird darüber noch ein dreieckig gestülpter Hut aufgesetzt und zwar gewöhnlich verkehrt, so daß dessen zwei aufgerollten Seiten, die vorn eine Spitze bilden, nach hinten stehen, die hintere aufgeschlagene aber als ein Schirm vorn herabhängt. Auch die männlichen Manufakturarbeiter suchen die Bürger nachzuahmen, deren Kleider in der Mode aber immer um zwanzig Jahre zurück sind.

Die Lieblingsnahrung in der ganzen Gegend sind Kartoffeln, Milch und besonders Mehlspeisen und geräuchertes Fleisch, und dies in allen Ständen. Als Getränk liebt man besonders Bier; Branntwein wird wenig genossen. Wein bekommen nur die Kindbettnerinnen und die Kranken; Kaffee trinken die Baiern nur an den heiligen Festen, die Manufakturisten schon häufiger.

Der Feste giebt es in diesem Gebirge nur drei, mit Ausnahme der Jahrmärkte in den Städten. Das hauptsächlichste ist das Kirchweihfest, auf das sich Jung und Alt das ganze Jahr hindurch freut. Am Morgen dieses Tages schlagen einige Kramerweiber vor dem Wirthshause ihre Buden auf und haben Lebkuchen, Zuckerwerk und Nürnberger Spielsachen feil. Bald darauf erschallt im ganzen Dorf die Kindertrompete, die Schnarre und Maultrommel, und zuweilen wird auch eine Flinte losgeschossen; die Häuser sind festlich aufgeputzt, und es wird gesotten und gebraten, was die Bewohner vermögen. Freunde und Verwandte kommen zum Besuch, sie mögen eingeladen sein oder nicht, und nehmen am Mittagsmahl Theil. Den Beschluß des Mittagsmahls machen die Pfannkuchen, von welchen jeder Gast einen Bescheid mit nach Hause bekommt, welche auch an die Gutsherrschaft, den Pfarrer, Schulmeister und Amtmann vertheilt werden. Nach Tische wird der Platz aufgeführt. Unter Anführung des Wirthes, der eine mit Bier gefüllte Stütze (einen großen hölzernen Krug) trägt, und einiger Musikanten, die mit einer Violine, einer Clarinette und einer Baßgeige einen Marsch spielen, ziehen 3 bis 6 Paar junger Bursche und Mädchen auf den Platz zu dem Maienbaum, um dort zu tanzen. Die Platzbursche haben gewöhnlich kein Wams an, tragen aber einen dreieckigen Hut mit rothen Bändern und einem Blumenstrauß und eine Haselruthe in der Hand. Die Platzmädchen sind mit ihren besten Festkleidern stattlich herausgeputzt und aufgesetzt, d. h., ihr Kopf ist ganz mit rothen Bändern umwunden, so daß man keine Haare sieht, und auf dem

Wirbel funkelt eine Krone von Flittergold. Man kennt keinen andern Tanz als den Walzer — Schleifer — und den Wirbeltanz — Dreher — wobei aber geübte Tänzer viele Künste anzubringen wissen. Sie lassen das Mädchen allein herumtanzen, verfolgen und haschen dasselbe, schlagen mit den Füßen den Takt (Dreischlag), klatschen mit den Händen, schnalzen mit der Zunge, jauchzen zuweilen und heben die erhaschte Tänzerin hoch in die Höhe, daß die faltigen Röcke weit auffliegen. Häufig singen die Bursche Liedchen von eigener Dichtung und meistens satyrischen Inhalts, in deren Melodie die Tanzmusik einfällt. Manchmal ist das Aufführen des Platzes noch feierlicher. Der Schulze oder Gerichtsschreiber, der Gerichtsdiener und einige Ausschüsser ziehen dem Zuge voran, und das Friedengebot wird verlesen und beschlossen.

Ein nicht viel weniger wichtiges Fest für den ganzen Ort ist eine Hochzeit. Wenn die Eltern der jungen Leute einverstanden sind, so geht der Bräutigam mit einem Schmuser (Wortführer) zu den Eltern der Braut auf die Anredung. Haben diese ihre Einwilligung ertheilt, so wird bald darauf im Hause der Braut der Heirathstag (Verlöbniß) gefeiert. Die beiderseitigen nächsten Verwandten kommen zusammen, behandeln die Mitgift wie einen Kauf, besprechen sich über die künftigen Einrichtungen des Brautpaares und über die Veranstaltung der Hochzeit. Die beiden Liebenden geben sich in Gegenwart dieser Zeugen die Hände und wechseln große silberne Ringe. Nicht lange darauf hält man die Bauschau; die Braut kommt mit ihren Eltern und nächsten Anverwandten in das Haus des Bräutigams, um dessen

Anwesen (Haus und Hof) zu besehen. Noch vor der Trauung wird der Kammerwagen mit der Ausfertigung der Braut zu dem Hause des Bräutigams gefahren. Ein Kleiderschrank, eine Lade und sechs Stühle, Alles bunt bemahlt, ein Federbett, ein Spinnrad und sämmtliche Kleider der Braut sind zierlich auf einen Wagen geladen, so daß jedes Stück genau gesehen werden kann. Die Pferde, die Peitsche und der Hut des Fuhrmanns werden mit rothen Bändern geziert; oben auf dem Wagen sitzt die Braut mit einigen ihrer Freundinnen und wirft unter die herbeiströmenden Kinder, welche den Wagen mit über den Weg gespannten Seilen aufhalten, Pfennige, Nüsse, gedörrtes Obst und kleine Kuchen aus. Zur Bedeckung reiten einige mit Schwerdtern bewaffnete junge Bursche nebenher, welche Strotzel- oder Mazzelreiter genannt werden. Jetzt läßt man zur Hochzeit acht Tage vorher die Gäste durch einen Hochzeiter einladen. Dieser macht während des ganzen Festes den Ceremonienmeister, Spaßmacher und Aufwärter und trägt ein rothes Band im Knopfloch, einen Rosmarinzweig auf dem Hute und ein rothes heraushängendes Schnupftuch in der Tasche. Alle Anreden und Einladungen hält er nach einem Formular, dessen Worte er auswendig weiß. Wenn sich am Trauungstage die Gäste eingefunden, warmes Bier und Branntwein gefrühstückt, und die Musikanten den Morgensegen geblasen haben, geht der Hochzeitlader den Pfarrer abzuholen und überbringt ihm ein Schnupftuch und eine Citrone, welche dieser in seinen Hut legt und während des Kirchganges zur Schau trägt. Bei seiner Ankunft im Hochzeithause setzt sich der

Zug, unter Glockenschall und dem Vortritt des Ceremonienmeisters und der Musikanten in Bewegung nach der Kirche. Die Braut wird von zwei Kränzeljungfern geführt, und zur Seite gehen zwei junge Bursche mit bloßem Degen, deren Klingen mit Citronen und Bändern geschmückt sind. Die Männer haben sämmtlich einen Blumenstrauß mit einem vorstehenden Rosmarinstengel auf dem Hute und rothe Bänder im Knopfloch, und der Bräutigam überdieß noch ein Rosmarinkränzchen neben dem Bande angeheftet. Die Mädchen tragen ihr Flechtwerk mit der Flitterkrone, in welcher bei der Braut ein Kranz von Rosmarin eingewunden ist. Gewöhnlich geht noch ein Harlekin mit einer Pritsche neben dem Zuge her und neckt die Zuschauer; auch werden Freudenschüsse gethan. Nach vollzogener Trauung setzt man sich zu Tische, und jeder Gast läßt nach Hause tragen, was er nicht verzehren kann. Zum Schluß wird eine große Schüssel auf den Tisch gesetzt, und der Hochzeitlader bittet die Gäste, nach altem Gebrauch die jungen Leute mit einer kleinen Haussteuer zu begaben. Die Musikanten spielen dann ein Lied, das sich anfängt: „Schenkt den Jungferbrautisch," und Jeder legt ein Geschenk an Hausgeräthe oder Geld in die G a b s c h ü s s e l, dessen Werth sich nach dem bei der Hochzeit gemachten Aufwande richtet. Der Ceremonienmeister lobt jedes einzelne Geschenk und dankt im Namen der Brautleute den Gebern. Am Ende legt der Bräutigam seinen Hut oben darauf und sagt: „Ich schenk' der Braut jetzt meinen Hut; sie mag nun sehen, wie der Ehestand thut" — die Braut aber, welche in der Ecke hinter dem Tische sitzt, muß dem Anstande

gemäß Thränen vergießen, wobei sie durch Scherzreden beständig geneckt wird. Auch während der Mahlzeit darf sie ihren Platz nicht verlassen, und wenn sie ja durch ein Bedürfniß dazu gezwungen wird, muß sie über den Tisch steigen. Hierauf folgt der Tanz. Oft zerlegen während der Nacht die jungen Bursche einen Heuwagen, tragen ihn stückweise auf das Dach, setzen ihn dort wieder zusammen, so daß er am Morgen zum Staunen des ganzen Orts auf dem Dachgiebel aufgerichtet steht, von wo ihn der Bräutigam wieder herabnehmen muß. Am Vormittag des andern Tages kommen die jungen Bursche im Hochzeithause zusammen, und wer von ihnen nicht zur rechten Zeit erscheint, wird auf einer Stange herbeigetragen und mit Schlägen bestraft. Darauf ziehen sie unter Jauchzen und Freudenschüssen mit der Musik und dem Harlekin, von Haus zu Haus und sammeln in einem Armkorbe und einer Siebpfanne Eier und Schmalz und stehlen bei Gelegenheit Schinken und geräuchertes Fleisch vom Schornstein herab. Des Nachmittags wird Hahnenschlag gehalten, dann von dem Gesammelten ein Eieressen bereitet und darauf im Wirthshaus getanzt. Braut und Bräutigam und die älteren Gäste erscheinen erst Abends und lassen sich durch die Pantomimen unterhalten, welche zwischen dem Tanze von mehreren verkleideten lustigen Burschen aufgeführt werden. Der dritte Tag wird der Trolltag genannt, weil Jeder nach Hause geht.

Die Frauen haben aber ein ziemlich hartes Loos. Sie müssen alle harte Feldarbeit mitmachen und die Besorgung des Viehes ist ihnen allein überlassen, ein

Umstand, der viel Einfluß auf die Wehmuth und das Mitleid hat, mit denen Jean Paul in seinen Werken besonders des zarten Geschlechtes sich annimmt. Im Winter spinnen sie Flachs und finden sich gern in den Rokkenstuben zusammen, um sich mit Gesang und Scherz die Zeit zu vertreiben. Die alte Gewohnheit, daß die jungen Bursche zu ihren Mädchen auf das „Fenstern" gehen, konnte trotz aller Mühe der Behörden nicht ausgerottet werden, und die Mädchen werden durch solche Besuche nicht geehrt.

Auch bei Kindtaufen zeigt sich die alte einfältige Sitte der Vorzeit. Wenn die alte Gevatterin das Kind als einen Heiden in die Kirche und die neue das getaufte als einen Christen wieder heraustragen hat, stiftet die Gevatterschaft zwischen den beiden Familien eine Freundschaft, die öfters einer nahen Blutsfreundschaft vorgezogen wird, und man nennt sich lieber Gevatter, als Schwager und Vetter. Bis in das zwölfte Jahr bekommen die Kinder von ihren Pathen an Ostern einen zinnernen Teller und einige gefärbte Eier, und wenn sie zum erstenmal zur Communion gehen, ein Gesangbuch zum Geschenk. Sterben die Eltern, so sind die Taufpathen verpflichtet, die hinterlassenen Kinder in ihre Familien aufzunehmen; sterben aber die Kinder vor dem zwölften Jahre, so bezahlen sie den Sarg und wohl auch alle Leichenkosten.

Daß der Reiz der Sagen dem Leben dieses einfachen Gebirgsvolks eine poetische Farbe giebt, ward schon vorläufig berührt. Das Christenthum vermochte wohl die meisten, doch nicht alle aus den Wäldern zu vertreiben. Die alten heidnischen Priesterinnen, welche zugleich die

Heilkunst übten und sich gegen die Verfolgungen der christlichen Priester in Höhlen, deren einige jetzt noch Drudenlöcher heißen, verstecken mußten, gaben Veranlassung, daß man noch in spätern Zeiten alle Weiber als Druden und Hexen verfolgte, oder bei ihnen als weisen Frauen Rath holte. Bei dem Ableben einer Person wurden von den Slaven Weiber bestellt, welche den Todten beklagen mußten. Sie trugen weiße Trauermäntel, die man in den weißen Tüchern wieder erkennt, welche die Bauerweiber bei einer Leichenbegleitung umwerfen. Die Johannisfeuer, womit die Wenden das Fest des Swantewit begingen, werden noch jetzt an einigen Orten von den jungen Leuten angezündet, und man springt darüber hinweg, damit der Flachs gerathe. An das Fest der Marzana erinnerte der Gebrauch, daß die Kinder am Sonntag nach Lätare den Tod in einer Strohpuppe in's Wasser trugen. Noch erzählen alte Leute, daß es in ihrer Jugend gutmüthige Kobolde gegeben habe, die in gewissen Häusern einheimisch waren und an den häuslichen Arbeiten und andern Begebenheiten der Familie Antheil nahmen. In den Wäldern fand man damals noch häufig Waldmännchen und Moosweibchen, welche sich den Menschen freundlich nahten, sich ein Stück Brod erbaten und dafür guten Rath und noch größere Belohnung ertheilten. Sorgenlosen Müttern wurde in der Nacht das gesunde Kind mit einem großköpfigen Wechselbalg vertauscht, und in den Ruinen bei Kreuzsteinen und in Hohlwegen sah man häufig Gespenster umherwandeln. Diese bösen Geister wurden aber damals von den Feilenhauern

gebannt und in Säcken nach dem Waldsteine getragen, wo man sie mit eisernen Karten spielen hörte; ja man hat sogar das Unheil gesehen, wenn in der Nachtherberge die Säcke eines Geisterbanners aus Vorwitz geöffnet und die Gespenster herausgelassen wurden. — Noch hört man den wilden Jäger; Marksteinversetzer irren bisweilen als feurige Männer auf den Ruinen der Felder umher, und ein feuriger Drache fliegt zu Zeiten in den Schornstein des reichen Nachbars.

Aber am reichsten waren stets jene, ebenfalls schon erwähnten Bergmannssagen. Der übergroße Ruf von dem Reichthume der Berge lockte von allen Seiten „Helden-Sonntagskinder" herbei, die jeden Winkel des Gebirgs durchsuchten. Der Eingebornen Bemühungen waren fruchtlos; aber die Ausländer, welche man Wallende, Wahlen, Welsche oder Wallonen nannte, behaupteten die geheime Kunst zu besitzen, das Gold nicht nur in den geheimsten Winkeln aufzufinden und die dasselbe bewachenden Erdgeister zu bannen, sondern es auch von den unscheinbarsten Steinen zu scheiden. Aus Bruschius erfährt man, daß besonders Venetianer und selbst Spanier gekommen sind. Einige, wie der Venetianer Giovanni Carnero, Graziani Grundelli und Sebastian Verso, schrieben diese Geheimnisse auf und ließen sie, Wahlenbüchlein genannt, ihren guten Freunden zum Andenken; sie wurden immer als ein großer Schatz betrachtet und stehen noch heute bei dem gemeinen Manne in großem Ansehen. Da man aber seit Jahrhunderten weder die bezeichneten Goldgänge finden, noch Steine in Gold brennen konnte, so verbreitete sich der Glaube, daß das Gebirge verwünscht

sei, und seine Schätze von Berggeistern verschlossen gehalten würden. Daher ist ein mit einer goldnen Kette und starkem Schloß verwahrter Berg das Sinnbild des Fichtelbergs. Doch können, nach einer Volkssage, diese Schätze einst noch frommen und einfältigen Menschen zu Theil werden. Denn, so lautet die Tradition, am St. Johannistag, wenn in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wird, eröffnet sich auch am Ochsenkopf an einem schwer zu findenden, Ort die Geisterkirche. Die Felsen spalten sich von einander und man sieht einen goldnen Altar und von den Wänden das Gold wie Eiszapfen und Perlen und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. Die Kirche bleibt so lange offen, als der Pfarrer zu Bischofsgrün das Evangelium liest. Darum muß man sich beeilen, noch vor dem Schluß desselben mit seiner Beute herauszukommen, weil die Höhle mit Krachen wieder zufällt. Auch kann man die Kirche mit einer Blume aufschließen, die am St. Johannistag am Eingangsfelsen hervorwächst. Noch jetzt klettert zuweilen ein alter Weber am Geklüft des Bergs herum und hofft, daß sich ihm der Berg aufthun werde; ja Hirten und Holzmacher sind sogar öfters glücklich genug, in die offenen Pforten dieses goldnen Tempels hineinzublicken. Plötzlich steht mancher vor einer Felsenkluft, die er vorher nicht bemerkt hat, und sieht deren Wände von Gold und Edelsteinen glänzen. So wie er aber hinzutritt und etwas davon wegnehmen will, verschwindet der Schatz, und er hält etwas feuchtes Moos in den Händen. Dieses Moos (gymnosfomum pennatum L.), eine reizende Eigenthümlichkeit in der reichen Flora des Fichtelgebirgs, die dem Fremden

zum Verkauf angeboten wird, ist aber die Ursache der ganzen Erscheinung, indem es mit seinen zartgefiederten Blättchen die Lichtstrahlen gebrochen zurückwirft. Eine Wolke oder ein Schritt vor oder rückwärts macht die Zaubererscheinung verschwinden.

Es fehlt endlich diesem Gebirge auch jener andere poetische Reiz nicht, den man in den südlichen Gebirgsländern antrifft, in den nördlicheren, selbst im schlesischen Riesengebirge, vergebens sucht, der Gesang. Vom Fichtelgebirge, wie von dem, fast in einer Linie mit ihm liegenden, böhmischen beginnen jene gemüthlichen und originellen, wenn auch wenige Abwechselung darbietenden Volkslieder, die von da an nach dem Süden zu sich immer mehr steigern und veredeln, bis nach dem adriatischen Meere und an die Ufer der lombardischen Seen ziehen. Besonders sind es zwar die Berg- und Hüttenleute, welche ihr hartes Leben mit Gesang versüßen, doch sahen wir schon, wie jene Mischung von Tanz und Gesang bei den Festen aller Bewohner sich kund giebt. Der Verfasser vergißt nie die freudige Ueberraschung, die ihn und einigen jugendlichen Reisegefährten überkam, als sie eines Abends in Bischofsgrün vom Fuße des Ochsenkopfes, das ihnen schon in Wunsiedel als der Sitz des fichtelbergischen Gesanges bezeichnet worden, die reizenden baierschen Volkslieder in dem Wirthshaus von einem, beinah vierzig Mann starkem Chor vierstimmig vortragen hörten, wobei mancher Greis jedoch immer noch die guten alten Gesangszeiten, die schon fast verschwunden seien, beklagte.

Daß in einer Gegend nun, die, abgeschnitten von

der geräuschvollen Welt, nur neun kleine Städte, wie Hof, Münchberg, Gefrees, Berneck, Wunsiedel, Weißenstadt, Goldkronach, Kullnbach und Neustadt enthält, von denen zumal ein großer Theil mit dem Lande zerfließt, sich die Charaktere in den verschiedenen Ständen stark ausprägen und es an Originalen nicht mangele, versteht sich selbst; daß die hervorragenden fast von Allen gekannt sind, liegt in der Natur der Sache. Es ist wenig Handlung in einer solchen Gegend unter den Bewohnern; darum wendet sich die Geistesthätigkeit mehr auf sie selbst und ihr Inneres. Es sind wenig Eindrücke, die sie empfangen, aber dieselben werden nur so tiefer; es ist wenig Abwechselung in der Natur und den Sitten; darum das Neue wenig zugänglich. Doch so gemeinschaftlich der Ursprung der Sinn- und Denkweise der Bewohner dieses Landstrichs ist, so verschieden ist die Wirkung derselben auf dem Lande und im Gebirge und in den kleinen Städten. Die Bewohner der erstern sind streng religiös, in den Städten ist man orthodox; man hält aus frommem Glauben am Alten in der Sitte im Gebirge, in den Städten, an die das Neue von außen anzuspülen suchte, ist man engherzig und philisterhaft; man ist witzig im Gebirge, hämisch und verläumderisch leicht in den Städten; natürlich; denn hier bringt eine Halbbildung und der sich kreuzende Eigennutz und Ehrgeiz jene Disharmonie hervor, die dort keinen Eingang findet.

Und doch gelten die letzten unvortheilhafteren Bemerkungen fast nur von Hof und theilweis von Baireuth, die beide nicht eigentlich zum Fichtelgebirge gehören. Je-

nes hat noch ganz das Gepräge des rauhen Voigtlandes, zu dem es Geographen und der Voigter auch rechnen; das letzte beschaut fast nur den hohen Kamm des Gebirgs, der steil sich nach seiner freundlichen Ebne hinabsenkt.

So verbirgt denn jener dunkle Saum, den der Wanderer erblickt, ein eigenthümliches und reizendes Stillleben in seinem Schooß; wer einmal hinein kam, den wird immer ein schmerzlichsüßes Gefühl durchdringen, sobald von Sachsen aus die grünen Tannengruppen des Voigtlandes immer häufiger und dichter und grüner ihm entgegenkommen, die grünen Hügel immer höher werden, bis er sich unvermerkt dicht an den hohen Kamm herangeführt sieht, oder wenn er von Süden oder Osten von jeder Anhöhe den dunklen hohen Gebirgsrücken am Horizont erblickt. Es giebt keine Gegend in Deutschland, wo ein dichterisches und nachdenkendes Gemüth sich ungestörter und träumerischer in sich und die Natur versenken könne.

Zweites Kapitel.

Jean Paul's Geburt und seine ersten Knabenjahre.

Mitten im Schooße dieses Fichtelgebirges, am Fuße der zweiköpfigen Kössein und der Luxburg, in jener Ebne, die an der nordöstlichen Seite des Kammes, in dessen Mitte der Ochsenkopf thront, in dem Städtchen Wonsiedel, ward Jean Paul in dem Jahre 1763, wenige Jahre nach Schiller und zugleich mit dem Hubertsburger Frieden geboren, als Göthe bereits funfzehn Jahr alt war, Lessing in der vollen Blüthe seines Wirkens stand, Herder und Wieland jene merkwürdige Epoche in der deutschen Literatur und Lebensweise vorbereiteten, welche vom Hubertsburger Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolutionskriege Deutschland charakterisirt.

Mit vieler Lust spricht der Dichter in der Beschreibung seiner ersten Knabenjahre, die er uns als Anfang seiner Biographie hinterlassen hat von dem „heitern und freundlichen Wonsiedel," in dem er so gern geboren zu sein erklärt. Wenn auch ihn der Name und seine eignen jugendlichen Vorstellungen von einem bald von ihm ver-

lassenen Orte fast vornehmlich hiezu bestimmte — so gehört doch allerdings Wonsiedel zu den wenigen Städten im Fichtelgebirge, in denen man heimisch sein könnte. Aber freundlich und heiter ist es kaum gelegen; im Gegentheil erfüllt dessen Umgebung die Seele mit düstrer Melancholie, tiefer Wehmuth, inniger Sehnsucht und drükkendem Gefühl des Verlassenseins. Da von dem Fuße des von Bischofsgrün hierher steil abfallenden Gebirgskammes das Fichtelgebirge sich nach Westen wie nach Norden in eine große Hügelebne, nach Böhmen und nach dem Voigtlande, zu verliert; da die Stadt so nahe an den Gebirgskamm heranrückt, daß man die hohen Gebirgskuppen nicht sieht, und da die Wasser des Fichtelgebirgs, welche die Saale und Eger bilden, nicht in diese Ebne hinein ablaufen, so erscheint das Städtchen, sieht man von den Höhen auf dasselbe hinein, wie in einem Hügelmeere einsam verloren; die Hügel erscheinen oft kahl, da manche Erz- und Steingruben hier zu Tage kommen, oder sind mit jenen düstern Tannengruppen, dem charakteristischen Zeichen der fichtelbergischen Vorhügel, bedeckt. Doch dicht um den Kamm zieht sich jener frische Wiesengrund, der alle Kämme des Fichtelgebirgs wie ein grünes Meer umfaßt, und jedenfalls ist Wonsiedel der Punkt, von dem aus man die romantischesten und erhabensten Stellen des Gebirgs am leichtesten erreicht, und an den daher alle Bilder desselben in der Erinnerung zunächst sich reihen. Vielleicht giebt es in Deutschland keinen Punkt, wie den auf der Louisenburg, wenn die Sonne sich eben nach Westen hinter das Gebirge senkt, die Hügelebne von Wonsiedel sich in das Abend-

roth und die Abendnebel hüllt, von den Fenstern des Städtchens die letzten Abendrothstrahlen sich brechen, die Abendglocken vom Dorfe Schönbrunn durch das Wiesenthal klingen, an dem die Seele so ungestört die erhabensten Gedanken in sich aufnimmt — ist man anders Herr über das pochende Herz, das der scheidenden Sonne über die dunklen Berge nachdringen und vor gewaltiger Sehnsucht zerspringen will. —

Der Charakter der Einwohner von Wonsiedel scheint Viel von dem Gepräge der Umgebung an sich zu tragen Ein starker, trotziger, freiheitsliebender Menschenschlag, vereint er mit der witzigen Derbheit der Gebirgsanwohner einen Ernst, der zur Schwärmerei besonders geneigt erscheint. Von der einen Seite wegen ihrer Tapferkeit berühmt durch die Vertheidigung der Stadt im Jahre 1462 gegen 10,000 Hussiten, die unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, sind sie auch sonst den Landgerichten wegen kecker Widersetzlichkeit und der schonungslosen Art, mit der sie Staatseinrichtungen bekritteln, bekannt; auf der andern Seite ging so mancher Missionair von hier aus, und der schwärmerischeste deutsche Jüngling neuester Zeit, Carl Sand, war aus diesem Städtchen. —

Auf Jean Paul jedoch hatten die Eigenthümlichkeiten und die Natur der Umgebungen seiner Geburtsstadt weniger directen Einfluß, als durch die Vorstellung, die von derselben in seiner Seele lebte, und die sich ein noch weit romantischeres Bild von ihnen wob, als es die Wirklichkeit darbietet. Er verließ Wonsiedel vor der Zeit, wo das geistige Bewußtsein in ihm sich entwickelte, und seine Phantasie trug später Alles, wonach sie sich sehnte und

was sie schuf, hierher über. Nach seinem strengen Lebenssysteme scheute er sich, seine Bilder von seinen Jugendumgebungen durch die Wirklichkeit stören zu lassen, und der Verfasser hat weder irgendwo eine Andeutung gefunden, noch erinnert er sich je, vom Dichter gehört zu haben, daß er Wonsiedel oft wieder betrat, so nahe er diesem Orte auch sein Leben hindurch blieb.

So arm das Schicksal sein äußeres Leben werden ließ, damit er so tiefer in die Schachten seiner eigenen Seele hineinsteigen und das Leben der armen und beschränkteren Lebenskreise dichterisch und philosophisch auffassen und durchdringen könne, so gab es seiner Geburt einen Zufall, der sein ganzes Leben hindurch eine reiche Quelle poetischer Freude für ihn wurde und ihm ein romantisches Licht über sein ganzes Sein warf. Er kam zur Welt, wie er selbst sagt, „in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehre Schnepfen und Sumpfvögel anlangten — und zwar an dem Monattage, wo, falls man Blüthen auf seine Wiege streuen wollte, gerade das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüthe traten, desgleichen der Ackerährenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März — und zwar in der früheſten frischen Tagzeit, nämlich am Morgen um $1\frac{1}{2}$ Uhr; was aber Alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Frühlings war." — Wenn auch der Dichter selbst von diesem Zufall scherzend spricht, der Regel gemäß, die er sich für alle Erwähnungen seiner persönlichen Eigenthümlichkeiten in der Selbstbiographie vorge-

zeichnet, so muß man ihn gekannt haben, um zu wissen wie tief der Eindruck dieses Umstandes in ihm lebte. Der Frühling, jedem Dichter so bedeutend, war ihm eine doppelt heilige Erscheinung, an der er sein und der Dichtkunst Geburtsfest jedes Jahr von Neuem beging. Der 21. März ward der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens, an dem sich seine innere Jugend mit jedem Jahre erneute und von Neuem gebar. Alles strebte ihm von da aus und strebte danach hin und drückte seiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf seine Familie, seine Bekannten, auf den ganzen Kreis seiner Umgebung, auf Alles, was nah und fern in einiger Berührung zu ihm stand, über. Allen war der Frühling eine doppelt heilige Erscheinung, und der Dichter trat ihnen als der Sohn, als der Priester dieser Jahreszeit in so ehrwürdigerer, liebevollerer und reizenderer Gestalt entgegen. Um ganz zu begreifen, was Jean Paul dieser 21. März war, denke man nur an den Brief Victor's im Hesperus über die Feier des Liebefestes und der Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsstunde des Frühlings auf jene Insel verlegt, auf der er seine liebsten Menschen versammelt — in einer Dichtung, in welche er sein eigentliches Sein, Denken und Fühlen niederlegte, ein Denkmal erhabner und umfassender Humanität in ihrer schönsten Menschenblüthe, wie in dem Grade kein ähnliches von einem Sterblichen vorhanden ist, ein ganzes Religionssystem, wie die Bergpredigt Christi, umfassend. — Nie hat auch ein Sohn seinen vermutheten Erzeuger dankbarer verherrlicht, als Jean Paul; er blieb vorzugsweise der Dichter des Früh-

lings bis in sein spätestes Alter, alle seine Werke sind vornehmlich eine Apotheose dieser Jahreszeit, für deren auserwählten Priester im Tempel der Natur er sich wirklich betrachtete, und auf der andern Seite belohnte sich dieser Frühlingsgottesdienst an ihm auf das Herrlichste; denn er machte ihn vorzüglich zum Dichter der Jugend, des Gemüths und des Geistes und erhielt sie ihm bis an sein Grab. — Aber wie dieser Umstand nicht bloß seiue Phantasie nährte, hob und beschäftigte, wie er wirklich und ernstlich an die physischen Einwirkungen seiner Geburt in der Tag- und Nachtgleiche glaubte, davon zeugen noch manche seiner Aphorismen aus seiner Verlassenschaft. „So viel ist gewiß," schrieb er noch im März 1822 nieder, „die Tag- und Nachtgleiche, in der ich geboren bin, ist Bild, wenn nicht Grund einer geistigen in mir — Phantasie und Reflexion sind sich ziemlich gleich zugewogen, so vielleicht moralisch gut und böse und zuletzt wohl Schicksale. — Ferner: „Das einzige Wunderbare, was sich bei meiner Geburt zutrug, war, daß der Tag und die Nacht gleich waren, als Vorspiel meines Doppelstyls" — (des Ernstes und Scherzes). — Es führte ihn dieser Umstand, sobald er einmal auf ihn aufmerksam geworden — und wir werden sehen, daß es frühzeitig geschah — zu vielfachen Folgen in seinem Leben und Wirken. Denn da er einmal an die Einwirkung dieser Jahreszeit glaubte, da er sie als jedesmaligen Wendepunkt seines geistigen Lebens betrachtete, so konnte ihm unmöglich gleichgültig sein, ob der jedesmalige Frühling schön eintrat und ein heitres Jahr verkündete. Er suchte daher frühzeitig die astronomischen

und meteorologischen Anzeichen auf, die sowohl einen Einfluß auf den kommenden Frühling haben sollten, als die der Tag- und Nachtgleiche selber, in so fern sie die Natur des ganzen Sommers vorher zu bestimmen schienen. Im Herbst berechnete er den Frühling, im Frühling den Herbst. Sonne, Mond, Stürme, alle Naturerscheinungen wurden so im ganzen Jahre Gegenstände seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit; die Natur rückte ihm darum so näher, und, wie er sie mehr als je ein Mensch liebte, so ward er mehr als Jemand in der Wirklichkeit oder in der Einbildung von ihr abhängig. Seine Einsamkeit und die Armuth des äußern jugendlichen Lebens konnten nur diese Aufmerksamkeit auf die Naturumgebungen steigern; sie erstreckten sich bald auf Alles um ihn her; daher jene Kenntniß und Berührung jedes Kleinsten in der Natur, das seinen Darstellungen ein so saftiges und reiches Leben giebt; daher jene ausgebreitete und tiefe Kenntniß aller physiologischen Erscheinungen und Gesetze am Körper des Menschen.

Jean Paul stammte aus einer Familie, deren persönliche und sächliche Verhältnisse auf ihn um so weniger ohne Einfluß blieben, als die Eindrücke, die er in ihrem Kreise empfangen, die Grundlage und der Grundton seines ganzen spätern Lebens geblieben sind.

„Mein Vater," so erzählt er selbst, und wer möchte je von seinen von ihm mit so heiliger Ehrfurcht betrachteten Eltern in anderen Worten sprechen wollen, als er es selbst gethan? „war der Sohn des Rectors Johann Richter in Neustadt am Culm. Man weiß nichts von diesem, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Kommt

einer von seinen zwei übrigen Enkeln nach Neustadt, so empfangen ihn die Neustädter mit dankbarer Freude und Liebe; alte erzählen, wie gewissenhaft und strenge sein Leben und sein Unterricht gewesen, und doch, wie heiter! Noch zeigt man in Neustadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet, und eine Höhle, die er sich selber in dem sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten, und welche noch den Fernen offen stand, in welchen sein feuriger Sohn mit den Musen und der Armuth spielte. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbstzeit für ihn, worin er, in der ärmlichen Schulstube auf und abgehend, die Ernte des Tags und die Aussaat für den Morgen unter Gebeten überschlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Wasser und Brod; denn viel mehr als beide — und etwa frömmste Zufriedenheit dazu — warf ein Rectorat nicht ab, das, obwohl vereinigt mit der Cantor- und Organistenstelle, nicht mehr eintrug als 150 Gulden jährlich. An dieser gewöhnlichen Baireuther Hungerquelle für Schulleute stand der Mann, der zuvor Cantor in Rehau gewesen war, 35 Jahre lang und schöpfte. Wenn indeß mein Großvater die Eltern seiner Schüler besuchte, so brachte er von dem vorhin erwähnten Bier und Brod, bei welchem er lebenslang saß, sein Stück Brod in der Tasche mit und erwartete als Gast bloß sein Kännchen Bier. Es traf sich aber endlich im Jahre 1763 — eben in meinem Geburtjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Connexionen mit Höhern steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und Culmberg leicht hinzugegeben

waren, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre, 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im Neustädter — Gottesacker. — Meine Eltern waren mit mir, als 5 Monat altem Kinde, zu seinem Sterbelager gereiset; er war im Sterben, als ein Geistlicher zu meinen Eltern sagte: Lasset doch dem alten Jacob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht, und er legte die Hand auf meinen Kopf. — Frommer Großvater! oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!"

Die Rührung, welche sich des Dichters bei Erwähnung des Großvaters und der Darlegung dieses Vorfalls bemächtigte, geht ebenfalls wie ein immerwährender dichterischer Hauch durch sein Leben. Der Culmberg, an dem Neustadt liegt, ist ein allein dastehender, rund ausgehender Bergkegel an dem südöstlichsten Ausgange des Fichtelgebirgs, der, von dunkler Bläue umzogen, weit in die Umgebung hinausragt und besonders in der Ebne von Baireuth überall das Auge auf sich zieht. Man begreift, was er dem dichterischen Auge Jean Paul's beständig gewesen sein muß, und warum er in den letzten zwanzig Jahren, wenn er ein Seelenfest begehen wollte, sich unfern dem Häuschen der Frau Rollwenzel auf die Grashügel setzte, vor ihm das Gebirge, hinter welchem Won-

siedel mit seinem Frühling, und rechts von ihm jener weit in der Ferne herleuchtende, blaue Culm mit der Gebetshöhle seines frommen Großvaters!

„Mein Vater," sagt der Dichter an einer andern Stelle, „hieß Johann Christian Christoph Richter und war Tertius und Organist in Wonsiedel, meine Mutter die Tochter des Tuchmachers Johann Paul Kuhn in Hof; der eine Taufpathe war gedachter Johann Paul, der andere Johann Friedrich Thieme, ein Buchbinder, der damals nicht wußte, welchem Mäcen seines Handwerks er seinen Namen verlieh; daher denn der von Beiden zusammengeschossene Name Johann Paul Friedrich entstand. Der Vater besuchte das Lyceum in Wonsiedel, dann das Gymnasium poeticum in Regensburg, wo er die eigentliche Blüthe seines Lebens trieb. Und diese war die Tonkunst. In der Kapelle des damaligen Fürsten von Thurn und Taxis konnte er „der Heiligen, zu deren Anbetung er geboren war, dienen." Clavier und Generalbaß erhoben ihn zwei Jahrzehende später zu einem geliebten Kirchencomponisten des Fürstenthums Baireuth. Darauf studirte er in Jena und Erlangen Theologie und bekam erst im Jahre 1760 seine Anstellung in Wonsiedel. Trotz seiner Armuth „lebte er auf Flügeln und wurde als der anmuthigste Gesellschafter voll Scherz in den Famalien von Brandenburg und Schöpf gesucht. Die Kraft des geselligen Scherzes begleitete ihn durch sein ganzes Leben, indeß er im Amte als strengster Geistlicher und auf der Kanzel als sogenannter Gesetzprediger galt. Beredtsamkeit, die prosaische Wand- und Thürnachbarin der Poesie,

wohnte im Herzen des Vaters, und dieselben Sonnenstrahlen des Genius, die am Morgen seines Lebens Wohllaute weckten, vereinten später auf der Kanzel warmes Licht und den Donner der Gesetzpredigten. In seiner Vaterstadt gewann er durch seine begeisterten Predigten seine Anverwandten, in Hof im Voigtlande eine Braut und, was noch schwerer ist, die reichen Schwiegereltern dazu."

Eine höchst charakteristische Erscheinung bei Jean Paul war die große Klarheit, in welcher seine Kinder- und Knabenzeit beständig bis in das höchste Alter vor seiner Seele lag; ja sie hat durchaus seinem Leben wie seinen Werken ein Gepräge aufdrückt, welches sie wesentlich von allen andern unterscheidet. Den Grund dieses lebendigen Bewußtseins und beständigen klaren Anschauens und Fühlens seiner Kindheit werden wir später sich entwickeln sehen; aber der Anfang seiner Selbstbiographie, den er uns hinterlassen, ist darum nicht das am wenigsten Originelle, wodurch dieses seltsame Wesen von so vielen andern Genien sich unterscheidet. Er ist darin der merkwürdigste Gegensatz zu Göthe, dessen bewegtes Leben die innern Entwickelungen der Kinderseele in seinem Gedächtniß so verwischt hatte, daß er bis zum Kinde hinab gar nicht zu steigen vermochte, nur die äußern Erscheinungen seiner Knabenzeit darzustellen wußte und sich selbst in jener Zeit gewissermaßen erst dichterisch wieder zu erfinden strebte, als er den Lesern in spätern Zeiten seinen Entwickelungsgang darzulegen versuchte. Jean

Paul dagegen suchte sein ganzes Leben hindurch die Wirklichkeit seiner Kinder- und Knabenzeit und die in derselben gehabten Gefühle und Bilder fortzuleben, selbst als er in das größere und glänzende Leben geworfen und gezogen ward, und, was noch mehr ist, in allen seinen Werken dieselbe in den verschiedensten Variationen und Modulationen dichterisch wiederzugeben. Somit gehen seine Erinnerungen bis in die allertiefste Kindheit hinab. Er konnte sie fast auswendig; sie war ihm beständig gegenwärtig und wirkte auf ihn ein. „Ich bin zu meiner Freude im Stande," sagt er selbst, „aus meinem zwölf-, höchstens vierzehnmonatlichen Alter eine bleiche kleine Erinnerung, gleichsam das erste geistige Fruchtschneeglöckchen aus dem dunklen Erdboden der Kindheit, noch aufzuzeigen. Ich erinnere mich nämlich noch, daß ein armer Schüler mich sehr lieb gehabt und ich ihn, und daß er mich auf den Armen getragen, und daß er mir in einer großen schwarzen Stube der Alumnen Milch zu essen gegeben. Sein fernes nachdunkelndes Bild und sein Lieben schwebte mir noch über spätere Jahre hinein, und dies Morgensternchen frühester Erinnerung stand in dem Knabenalter noch ziemlich hell in seinem niedrigen Himmel, erblaßte aber immer mehr, je höher das Taglicht des Lebens stieg." —

Aeußerst entscheidend darum für Jean Paul's ganze Gedankenwelt wurde es, daß sein Vater im August 1765 eine Pfarrei auf einem Dorfe erhielt, das, zwei Meilen von Hof gelegen, noch bei weitem mehr dem Verkehr mit der äußern Welt entrückt war, als es eine

Stadt von 3000 Einwohnern, wie Wonsiedel, sein konnte. Grade in diesem Dorfe — Jodit geheißen — in das er als zweijähriger Knabe einzog, und das er erst als dreizehnjähriger wieder verließ, war es, wo er jene Bilder und Eindrücke einsog, die ihn durch sein ganzes Leben und alle seine Werke begleiteten. Er selbst begrüßt auch in dem Anfange seiner Lebensbeschreibung dies Dorf als seine eigentliche geistige Geburtstadt, den ersten und längsten Erziehort, in dem er das wichtigste, die Knabenolympiaden, verlebt. Wenn es ihm die glücklichsten seines ganzen Lebens blieben, so war es nur darum, weil den Knaben die Sehnsucht, welche die Vorenthaltung des unbeschränkten Genusses selbst den kleinen und unschuldigen Freuden dieses „Idyllenreiches und Schäferweltchens in dem kleinen Dörfchen und Pfarrhaus" noch nicht schmerzte, sondern durch die Hoffnung ihrer Erreichung in der Zukunft sich poetisch verklärte. Doch da Jean Paul's ganzes Leben und Dichten um diese Joditzer Welt als um ihr Hauptthema sich wendete, wollen wir uns begnügen, sie hier nach seinen Angaben darzustellen, und der spätern Beleuchtung nur mit wenigen Winken vorgreifen. Charakteristisch genug und von tiefer Bedeutung erscheint gleich von Anfang herein, daß Jean Paul seine Selbstbiographie, die er doch beinah zwanzig Jahre vor seinem Tode entworfen und sieben Jahre vor demselben wirklich auszuarbeiten angefangen, und in welcher er sein geistiges Wesen entwickeln wollte, nicht über die Schilderung seiner Knabenzeit hinausführte, hierauf die Arbeit noch wenigen Monate abbrach und über das Uebrige,

so viel er davon gesprochen, nur wenige Andeutungen in seinen Arbeitsbüchern hinterließ. Sein geistiges Leben schilderte er nämlich schon auf das Ausführlichste in seinen Werken, und die Aufzählung seiner spätern äußern Erlebnisse, getrennt von den Werken, oder anders als in Form eines neuen psychologischpoetischen Romans, ekelte ihn an.

Was die äußern Eigenthümlichkeiten dieses Dorfes betrifft, so finden wir es an der Saale gelegen, die um dasselbe an einer Berghöhe vorüberläuft, das Oertchen selbst von einem kleinen Bach kreuzweis durchschnitten. „Die Umgegend ist nicht über zweimal größer als das Dörfchen, wenn man nicht steigt; — ein gewöhnliches Schloß und ein Pfarrhaus darin sind die bedeutendsten Gebäude." Das Leben und die Einrichtungen sind ganz so, wie wir sie in der Schilderung des Fichtelgebirges dargelegt. — So tritt uns in der Beschreibung der vier Jahreszeiten, in denen der Dichter selbst sein jugendliches Idyllenleben schildert, im Winter die große Familienstube entgegen, in welcher der Vater zugleich mit den Kindern seine Studirgeschäfte treibt, mit einem Ofen, unter dem ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser; am andern Ende des Pfarrhauses der Stall „mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh." Im grimmigen Frostwetter wird der lange Tisch, der Wärme wegen, an die Ofenbank geschoben; um den „Kutschkasten vor unförmlichen Ofen laufen die Holzbänke, auf den die Kinder (er und drei Brüder, Fritz, Adam, Gottlieb und Heinrich) sitzen und laufen."

Nach dem Abendessen läßt im Winter der Vater „noch einen Lustnachtisch des Winterabends zu, den die Viehmagd in der Gesindestube am Spinnrocken bei aller Beleuchtung vorträgt, welche die Kienspähne geben können, die man von Zeit zu Zeit in den Kienstock angezündet steckt.“ Auf diesem Nachtisch stehen — „außer mehren Confekttellern und Eistassen mit Volksmährchen — die von der Magd selbst getriebene Ananas von Geschichte eines Schäfers und seiner Thiergefechte mit Wölfen, wobei zu einer Zeit die Gefahr immer größer wurde und zur andern seine Verproviantirung.“ —

Aber so anmuthig Jean Paul diese seine Kinderwinterfreuden beschreibt, so geht doch ein sehr schmerzlicher Hauch durch sie und machte, daß aus einer neuen Ursache sein kindisches Herz sehnsüchtig dem Frühling entgegenschlug. Die Söhne des sonst geistreichen, aber engherzige Erziehungsplane befolgenden Vaters blieben immer „eingesperrt“ den Winter über, „den ganzen Vormittag in der Wohnstube mit Auswendiglernen zubringend.“ Nur, wenn im Dorfe ein schweres Redegeschäft auszurichten ist, wird Jean Paul aus seinen Lerngeschäften verschickt, kann nur bei solchen Gelegenheiten in's Freie und Kalte „und nur dann sich mit dem neuen Schnee messen.“ — Aber im Frühling — „da wurden wir armen, vom ganzen Winter und Kerkermeister in den Pfarrhof eingeschlossenen Kinder durch den vom Himmel gesandten Engel der Jahreszeit befreit und hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten. Man sollte nur wissen, was das heißt, auf einmal nicht etwa aus

Stadtmauern, welche viel Feld umschließen, sondern aus Hofmauern und zwar sogar über das ganze Dorf hinwegzukommen, in mauerfreie Bezirke hinaus und in das Dorf von oben zu sehen, in das man nicht von unten gesehen." — Aber wie verkümmert und beschnitten ihm selbst der Frühling und der Sommer durch seinen sonderbaren Vater wurde, geht, so sehr die Pietät des, seine Eltern heilig verehrenden Sohnes diesem auch nur die leiseste Klage darüber verbot, aus seinen Beschreibungen fast zu schmerzlich hervor. „Die Frühling- und Sommermorgen glänzen mir noch mit unvertrocknetem Thau, an welchen ich dem Vater den Kaffee in den außer dem Dorfe liegenden Pfarrgarten trug, wo er im kleinen, nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen seine Predigt lernte, so wie wir Kinder den Lange später im Grase. Der Abend brachte uns „zum zweitenmale" mit der Salat brechenden Mutter in den Garten vor die Johannis- und die Himbeeren! — Nach dem Abendessen setzte sich der Vater mit der Pfeife in's Freie, d. h. hinaus in den — „ummauerten Pfarrhof," und ich sammt den Brüdern sprang im Hemdtalare in der frischen Abendluft herum, und wir thaten, als seien wir die noch kreuzenden Schwalben über uns." — Bei Gelegenheit seiner ersten Kinderliebe zu einem „blauäugigen Bauermädchen" erzählt er: „Wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, die Paul am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, kletterte er auf die Hofmauer, sie zu sehen und heranzuwinken, und lief dann wieder herab an den Thorweg, an das Sprachgitter — um

durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen — mehr durfte nicht von den Kindern aus dem Hofe — und ihr etwas Eßbares, Zuckermandeln oder sonst in die Hand zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück!" — Die Sonntage, „ordentlich für Pfarrer und Pfarrkinder erschaffen," hebt er darum so sehr heraus, „da er sein Genießen damit anfing, daß er noch vor der Kirche durch das Dorf mit einem Bund Schlüssel ging und den Pfarrgarten mit einem davon aufsperrte, um daraus einige Rosen für das Kanzelpult zu holen. In der Kirche ging es schon darum heiter zu, weil die langen Fenster den kalten Boden und die Weiberstühle mit breiten Lichtstreifen durchschnitten, und weil das Sonnenlicht um die Zauberhirtin Augustina herunterfloß. Auch ist die Freude nicht zu verachten, daß er nach der Kirche und vor dem Essen zu den Frohnbauern der Woche das gesetzmäßige Halbpfundbrod sammt Geld austragen durfte." „Man würde," fährt er fort, „mir vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen, wenn ich eine andere Trinitatisfreude, bloß weil sie eine seltenere war, aufzuführen vergessen; dafür war sie eine desto größere, daß nämlich die Pfarrleute Hagen von Köditz, unter der Predigt erschienen, und Paul's Spielkamerad, das kleine Pfarrherrlein, sich vor der Kirchthüre sehen ließ. Wenn mein Paul sammt Brüdern ihn aus seinem nicht weit entfernten vergitterten Chorstuhle erblickte, so hob auf beiden Seiten das Zappeln, Trippeln, das Herztanzen und Grußwinken an und an Predigthören war nicht mehr zu denken. Wer

aber nun nach dem ersten doch so freudigen Sturm kindlicher und elterlicher Vorbereitungen noch die seligen Zephyre und Windstillen des Abends beschrieben verlangt, der vergißt, daß ich nicht Alles vermag. Höchstens möchte noch dabei zu malen sein, daß spät Abends das Joditzer Pfarrhaus das Köditzer weit über das Dorf hinaus begleitete, und daß folglich dieses von Eltern und vom Pfarrherrlein erhöhete weite Hinausspringen über das Dorf in's Weite vollends so spät Seligkeiten ertheilen und nachlassen mußte, wovon im künftigen Leben ein Mehres." —

Noch tiefer sehen wir in die Beschränkungen dieser ihm so seligen Kindheit, wenn er erzählt, daß er es unter die größten Freuden derselben gerechnet habe, „wenn der Vater verreiste." Dann nur konnten „Paul und seine Brüder hinter den Augen der in Geschäfte verstrickten Mutter über die Hofklingelthüre hinaus nach einigem Grenzwildpret des Dorfes jagen, z. B. nach Schmetterlingen, Grundeln und Birkensaft und Weidenruthen zu Pfeifen, oder einen neuen Spielkameraden, des Schulmeisters Fritz, hereinlassen, oder Mittags läuten helfen, bloß um von dem Seil bei dem Ausschwingen der Glocke in die Höhe gezogen zu werden; oder auf einer Leiter einen freiliegenden Balken besteigen und von ihm auf das anderthalb Stockwerk tief gelegte Heu herunter springen, um unterwegs das Fliegen zu genießen;" dann erst konnte er „zuweilen das Clavier im obern Stock an's offne Fenster setzen und auf ihm über alle Maaßen in das Dorf herabspielen." — Unter solchen Umständen war es

eine große, tief in das Leben des Dichters hineingreifende Erscheinung, ein historisches Ereigniß, daß der „Vater den Helden einmal an den Hof nach Versailles mitnahm, wie man wohl Zedtwitz ohne Uebertreibung nennen mag, da es die Residenz der Patronatherrschaft der Joditzer Pfarrer war. Jedesmal, wenn er bei Hofe gewesen — im Sommer fast zweimal monatlich — setzte der Vater Abends Frau und Kind in das größte ländliche Erstaunen über hohe Personen und deren Hofceremoniel und über die Hofspeise und Eisgruben und Schweizerkühe, und wie er selbst aus dem „Domestikenzimmer" sehr bald zum Herrn von Plotho, oder auch zum Fräulein, und endlich zur Freiin von Platho, und stets wegen seiner Munterkeit zur Tafel gezogen wurde, wenn auch daran die bedeutendsten Rittergutsbesitzer Voigtlands saßen und aßen." — „Das eine Stunde entfernte Niederfallen der Joditzischen Pfarrsöhne vor dem Zedtwitzer Throne," fährt er fort, „wurde noch besonders jährlich durch eine prächtige Kutsche verstärkt, welche jeden grünen Donnerstag den Vater, als Beichtvater, zur Abendmahlfeier der Herrschaft abzuholen kam." — Wie glücklich seid ihr jetzigen Kinder, ruft er dabei aus, „die ihr so aufgerichtet erzogen werdet, zu keinem Niederfallen oor dem Range belehrt und von innen gegen den äußern Glanz gestärkt!" — Die Haupteindrücke dieses Ganges waren aber die, welche der Dichter in dem herrschaftlichen Garten einsog, den er ein einziges Mal in seinem Kinderleben bei solcher Gelegenheit betreten konnte. „Schwerlich hat je ein anderer Gesandter," sagt er, „als unser damals noch kleiner Hildburghäuser Legazionsrath un-

mittelbar nach der abgemessenen regelrechten Audienz solche romantische Stunden durchgeathmet und eingesogen, wie die Laubengänge, die Springbrunnen, die Mistbeete, die Baumaltane einem mehr in als außer sich phantasirenden Dorfkinde geben mußten, das zum erstenmale und einsam in diesen Herrlichkeiten mit gepreßter und weitgedehnter Brust umherwankte. Was den geschwungenen Paul wieder in die natürliche Wirklichkeit trug, war ein hölzerner Vogel an einem Seile, den er mit dem Eisenschnabel in das Schwarze einer Scheibe schießen lassen konnte. Ein köstlicher, vom Schlosse herabgesandter Obstkuchen hielt die Mitte zwischen Flug und Stand, und dessen süßer Nachgeschmack erhält sich unverwüstlich im Reliquiarium des Helden O ihr schönen einsamen Stunden und Gänge für das darbende Dorfkind, dessen Herz so gern sich füllen, ja nur sehnen wollte an der Außenwelt!" —

Etwas mehr erweiterte sich von Zeit zu Zeit sein Horizont, als er später nach der Stadt Hof geschickt wurde, um von den unterstützenden Großeltern Lebensmittel zu holen. Der zweistündige Weg führte über gewöhnliche reizlose Gegenden durch einen Wald und darin über einen brausenden Fluß voll Feldstücke, bis endlich auf einer Felderhöhe die Stadt mit zwei verknüpften Kirchthürmen und mit der Saale in der Thalebne den begnügsamen kleinen Träger übermäßig überschüttete und ausfüllte. Vor einem Höhleneingange nahe der Vorstadt, in welchem der Sage nach die Höfer sich im dreißigjährigen Kriege geflüchtet hatten, ging er mit dem kindlichen Schauer vor allen Kriegen und Marterzeiten vorüber,

und die nahe Tuchwalkmühle erweiterte mit ihren fortdauernden Donnerstößen und den unbändigen Maschinenbalken seine Dorfseele weit und groß genug, um die Stadt geräumiger darin aufzunehmen. — „Noch erinnerte er sich im 55. Jahre eines Sonntages, wo ihn, als er auf der Rückkehr gegen zwei Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ehrenfeldern und die Luftschallen der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen, und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Auch noch später hat bei ihm auf einer weiten Gegend der Nachmittagschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht behauptet." — Da er auch im Schneewinter diese Gänge machen mußte, so verdankt er „diesen wöchentlichen Turnrennen manche später nachhallende Kräfte und überhaupt das beste Gegengift seiner widersinnigen Körpererziehung, welche, wie jede damalige, mit Pelzmützen, Purgirmitteln und Luftsperren, mit Warmhalten und Festschrauben und Schonen einer feindlichen Zukunft nicht vorbaute, sondern vorarbeitete."

Doch das Größte, was Jean Paul als Kind erlebte, waren die Höfer Jahrmärkte, die am Montag nach Jacobi einfielen. Denn hier „ließen die Großeltern die Mutter jedesmal in einer Kutsche holen, in der er auch mit einsaß. Eine Jahrmarktstadt mußte eine potenzirte

Doppelstadt werden und Alles an Glanze überbieten, was ein Dorfjunge sich nur vorgestellt. Wie Kaisern sonst Ehrentränke geschickt wurden, so wurde die Mutter stets von süßem Wein von den Eltern empfangen, und der Sohn ging mit etwas davon im Kopfe zum damaligen Haarkräusler Silberer. Dieser kühlte von außen den Kopf durch Brenneisen ab. Der Nachmittag wurde herrlich und aufsichtfrei und übertäubt und überglänzt unter dem bunten und lauten Getümmel der Menschen und Waaren. Paul hatte seinen Groschen Jahrmarktgeld von der Großmutter in der Tasche und konnte Alles kaufen. — Die vornehmsten und schönsten Damen hatt' er umsonst oben an den Fenstern, und er verliebte sich unten vorbeimarschirend überall hinauf, zeichnete jedoch keine über ihn so durch Stockwerk und Kopfputz erhoben als Favoritsultanin aus, sondern kaufte Mandeln und Rosinen für die viehweidende Augustine in Jodiz. Allerdings wurde gegen sechs, halb sieben Uhr Lärm und Lust größer unter den Abendstrahlen, die immer mehr sich und die Menschen verschönerten und vergelteten. In der tiefen Dämmerung dann und halben Nacht, welche die Jugend berauschen und begeistern, zog die Janitscharenmusik durch die Hauptstraßen, und Volk und Kindertroß zog betäubt und betäubend den Klängen nach, und der Dorfsohn hörte zum erstenmale Trommeln und Querpfeifen und Janitscharenbecken. In ihm entstand ordentlich ein Tonrausch, und er hörte, wie der Betrunkne sieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Am meisten griffen in ihn die Querpfeifen ein durch melodischen Gang in der Höhe. Wie oft sucht' ich nicht diesen Gang vor dem

Einschlafen, wo die Phantasie das Griffbret oder die Tastatur verklungener Töne am leichtesten in die Hand bekommt, wieder zu hören, und wie bin ich dann so selig, wenn ich ihn wieder höre, als ob die alte Kindheit wie ein Tithon unsterblich geworden, bloß mit dem Tone und damit spräche zu mir.“ —

Noch in seinem sechzigsten Jahre sah der Verfasser den Dichter, der sonst so selten aus seiner Klause kam, jeden Jahrmarkt Nachmittag in Baireuth sich allein in das Gewühl werfen, um an dem Getön und dem Geruch der Jahrmärkte auch jene Kindheitsseligkeiten wieder einzuschlürfen und um sich zu erneuern! —

Was aber die Einsamkeit und Zurückgezogenheit dieser entscheidenden Kindheitsepoche noch bei Weitem vermehrte, war, daß Jean Paul selbst die Dorfschule seines Ortes nach kurzem Besuch nicht mehr betreten durfte. Denn als er bei dem Vater einmal sich darüber beschwert, daß ein langer Bauersohn ihn mit einem Einlegemesser ein wenig auf die Fingerknöchel geschlagen, gab dieser, „in seinem ehrgeizigen Zorne,“ ihn und seinen Brüdern allein den Unterricht.

Die Folge dieser Einziehung so vieler Kinderfreuden war nun einmal, daß Jean Paul den Grund zu der tiefen, unaufhörlichen schmerzlichen Sehnsucht, die durch sein Leben und alle seine Werke zieht, schon in dieser seiner seligsten Lebenszeit legte, und dann, daß er in dieser schon in sein Inneres hinabzusteigen und mit demselben sich zu beschäftigen gezwungen war. Für einen, so nach allen Gütern dieser Welt dürstenden Knaben, der weder im Freien spielen, noch mit den wenigen Menschen seiner Umgebung

verkehren durfte, mußte die allergeringfügigste Sache, das kleinste Ereigniß von größter Wichtigkeit und Einwirkung werden, und, was Andre kaum der Aufmerksamkeit für würdig hielten, mußte er mit Liebe und Ehrfurcht betrachten. Er mußte ferner, da ihm die wenigen Dorfleute selbst fern blieben, jeden Menschen mit gleicher Sehnsucht und Liebe umfassen, zumal die Entfernung selbst in dieser vertraulichen Dorfnähe ihm eben jeden Menschen der Liebe würdig zeigte, und, da er mit keinem in Conflikt kam, die Täuschungen, welche den Haß erzeugen, ihm fremd bleiben ließ.

Was jene unermeßliche Sehnsucht, die damals schon in ihm lebte, betrifft, so führt Jean Paul selbst eine Menge Züge von ihr an. Der Ausschluß aus der Schule war vielleicht die erste und größte und gefühlteste Entbehrung, die ihn traf, und sein Schmerz wuchs, wenn er jeden Winter die Schulkinder in einen Hafen einlaufen sehen mußte, der ihm versperrt blieb. Daher blieb ihm selbst auch diese Dorfschule für sein ganzes Leben im rosenrothen Lichte der Erinnerung; und der „lungensüchtige magere, aber aufgeweckte Schulmeister, den er, wie alles Lebende, lieb gewonnen, mit dem er alle Wartangst theilte, wenn er hinter seinem, zum Fenster hinausgehaltenen Finkenkloben auf einen anfliegenden Stieglitz lauerte, oder wenn er das Zuggarn über die Emmerlinge auf dem Vogelheerde draußen im Schnee herüberzuschlagen vorhatte," geht unter mancherlei Gestalten durch seine Dichtungen. — Diese Sehnsucht und Eingezogenheit mußte denselben Einfluß äußern auf die Bilder und Vorstellungen seiner Phantasie, und die Richtung seiner Ge=

müthsneigungen, wie auf die Bildung seines Geistes. Er bekam, wie er selbst sagt, „von da an eine eigne Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen.“ Dieser Haussinn zeigte sich zuerst überall in den Phantasien des Knaben; die jungen Schwalben pries er glücklich, weil sie in ihrem ummauerten Neste innen so heimlich sitzen konnten in der Nacht. — Wenn er in den großen Taubenschlag auf dem Dache hineinstieg, so war er in diesem Zimmer voll Zimmerchen oder Taubenhöhlen ordentlich wie zu Hause, und die Antlitzseite desselben war ihm ein Louvre oder Escurial im Kleinen. „Ich fürchte nur,“ fährt er fort, „man läßt es mir selber entgelten, wenn ich die kindische Kleinigkeit in meinen Vorlesungen aufnehme, daß er ein vollständiges Stück Fliegenhaus aus Thon, eigentlich ein Lustschloß, gebaut, so lang und breit wie eine Männerfaust und um etwas höher; es war aber das ganze Speisehaus roth angestrichen und mit Dinte in Ziegelquader abgetheilt, mit Stockwerken, vielen Treppen, mit Geländern und Kammern, einem geräumigen Dachboden versehen, außen oben mit Erkern und Vorsprüngen und sogar mit einem Rauchfang versorgt. Wenn nun Paul die unzüchtigen Fliegen in diesem weiten Lustschloß treppauf treppnieder in alle große Zimmer und dann gar in die niedlichen Erkerlauben sah, so machte er sich eine Vorstellung von ihrer häuslichen Glückseligkeit und wünschte selber darin an den Fenstern mitzulaufen, und er setzte sich an die Stelle der Hausbesitzer, welche aus den weitesten Zimmern sich in die niedlichsten, engsten Kämmerchen und Erkerchen zurückziehen konnten.“ —

Wenn wir alle als Kinder von Zeit diese Sehnsucht nach dem Kleinen getheilt, so war sie bei Jean Paul bis in sein höchstes Alter hinein vorwaltend. „Noch jetzt," sagte er im Jahre 1818, „kann der gute häusliche Narre im zugemachten Kutschkasten ganz vergnügt sitzen und in die Seitentaschen mit Sehnsucht hineinsehen und sagen: ein prächtiges, stilles, feuerfestes Stübchen!" — —

Die „uferlose" Thätigkeit des Knaben warf ihn nun ferner vornehmlich auf geistige Spiele, die er mit unsäglicher Wollust trieb. Er erfand sich neue Buchstaben, er verfertigte Uhren, Bücher aus Papierschnitzeln. Von welch' tiefer Bedeutung ihm die geringfügigen Spiele, welche Kinder allein treiben, jene „aufgelesenen Bruchstücke, welche in jeder andern Kindheit umhergestreut sind, erscheinen, und wie sehr sie ihn nicht nur damals, sondern auch sein ganzes Leben hindurch beschäftigten, sieht man daraus, daß er sie in seiner Selbstbeschreibung auf das Umständlichste beschreibt, trotz daß er den Biographen von ihm lächerlich macht, der „daraus etwas Besonderes zusammenlesen wolle." Wie tief und unaufhörlich aber der auf sein Inneres allein angewiesene lern- und forschbegierige Knabe schon damals sich selbst beobachtet, sehen wir aus Mittheilung einer Thatsache, die dem Dichter selbst bis an seine letzten Tage wunderbar vorkam, und deren Eindruck ihm, wie seine Frühlingsgeburt, wie die Segnung durch den Großvater, beständig gegenwärtig blieb. „Nie vergeß' ich," sagt er, „im Jahre 1818 (dem Verfasser erzählte er sie später oft; siehe dessen Schriftchen über seine letzten Tage), die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei

der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb; da hatte mein Ich zum erstenmale sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte." —

Diese fortwährende Selbstbeschäftigung mit seiner eignen Seele, die ihm die Armuth des äußern Kinderlebens zuerst aufzwang, ward noch mehr befördert durch die Art, wie ihm selbst von seinem Vater die geistige Nahrung des Wissens zugeführt wurde. Er mußte an den Büchern „wie ein kräftiger Hellseher sich selber magnetisiren." Vier Stunden Vor- und drei Stunden Nachmittags gab der Vater den Söhnen Unterricht, und dieser bestand bloß darin, daß er sie nur auswendig lernen ließ, Sprüche, Katechismus, lateinische Wörter und Langen's Grammatik; die lateinischen Beispiele, ohne sie zu verstehen. Ging der Vater an schönen Sommertagen über Land, mußten die Söhne in der Stube unterdeß Aufgaben lernen. Selbst aus dem „Speccius" mußte er in's Latein übersetzen, ohne einen Corrector der Fehler zu finden. Die Gespräche in Langen's Grammatik „weissagte" er sich deutsch aus Sehnsucht ihres Inhalts; in einer la-

teinisch geschriebnen griechischen Grammatik studirte er „hungrig und durstig" das Alphabet. Als der Vater ihm eine Freude damit machen wollen, ein kleines lateinisches Wörterbuch mit ihm zu treiben, und er bei der ersten Seite das Wort lingua nicht ganz richtig aussprechen lernte, „entzog ihm der Vater in zorniger Ungeduld auf immer selbst das Vocabelbuch und dessen Erlernen." Ohne ein Wort von Geschichte, sowohl alter als neuer — Naturgeschichte, dem Wichtigsten aus der Erdbeschreibung, desgleichen Arithmetik und Astronomie, so wie Rechtschreibung — ward der Knabe zwölf Jahr alt, und selbst später lernte er alles dies nur schriftlich und brockenweis aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek! Desto lechzender war sein Durst nach Büchern in dieser geistigen Saharawüste. Ein jedes Buch war ihm „ein frisches grünes Quellenplätzchen, besonders der orbis pictus und die Gespräche im Reiche der Todten; aber es war auch die Bibliothek seines Vaters ihm nur offen, wenn derselbe nicht darin und daheim war." Wenigstens lag der Knabe doch oft auf dem platten Dache eines hölzernen Gitterbettes (ähnlich einem vergrößerten Thierkäfig) und kroch auf Büchern, um eines für sich zu haben. Man erwäge nur, in einem volkleeren Dorfe, in einem einsamen Pfarrhause mußten für eine so hörbegierige Seele Bücher sprechende Menschen, die reichsten ausländischen Gäste, Mäcene, durchreisende Fürsten und erste Amerikaner oder Neuweltlinge für einen Europäer sein!" —

Auf diese Weise wurde selbst das, was den meisten Menschen in diesem Alter ein beständiger Quell von Qual wird, die nur von den Vergnügungen des Wissens oder

von dem Ehrgeiz des Emporragens vor Andren gemildert wird, für Jean Paul's Seele ein Gegenstand schmerzlichen Sehnens; er mußte seiner Natur nach in seiner einsamen Welt die größte Freude an jener Qual des Lernens empfinden, und doch wurde sie ihm vorenthalten! „Es war nichts Leichtes," sagt er, „an einem blauen Juniustage, wo der Allherrscher Vater nicht zu Hause war, sich selber in einem Winkel festzusetzen und gefangen zu nehmen und zwei oder drei Seiten von Vocabeln in den Kopf einzuprägen; und doch wußt' ich immer das Meine!"

Man wird dadurch dem Vater fast gram! Aber mit solchem Nachdruck auch der Biograph Jean Paul's von den Mißgriffen und Fehlern in der Erziehung seines Vaters, die der Sohn mit gottesfürchtiger Pietät nur sanft andeutete und halb verhüllte, sprechen, und solcher Schmerz ihn beim Andenken an diesen beschränkten Hüter denken muß, der mit dem Schulstock vor das Kindheitsparadies des Dichters sich stellte, so würde der verklärte Geist desselben ihm mehr als dem größten Sünder zürnen, wenn er nicht die hohen und schönen Züge des väterlichen Herzens emporhöbe, zumal sie dem Sohne zu den herrlichsten Seiten seines Seins und Wirkens als Muster vorgeleuchtet. Das vorzüglichste Erbtheil, das der Vater ihm hinterließ, war das Gedächtniß an dessen „uneigennützige Menschenliebe. Wenn ich bedenke," ruft er in den spätern Notizen aus, „wie ich nie ein Wort oder einen Zug des Eigennutzes vom Vater vernommen, so muß ich Gott danken; immer hört' ich von ihm Erzählungen, wie er und andre Geistliche ihre Kleidungsstücke

hingegeben der Armuth; mit Freude erzählte er es bloß als Nothwendigkeit, nicht als Anmahnung." — Er schnitt das Brod für die Frohnbauern zu groß, er schickte dem Schulmeister trotz seiner drückenden Umstände von Allem, was er genoß. Er stand „neben den Feldarbeitern nicht als ein Treiber und Frohnvogt, sondern als freundlicher Seelenhirt, der an der Natur und an den Beichtkindern gleichen Antheil nimmt." „Wenn ich," sagte er hier an einer andren Stelle, „andre Geistliche und Rittergutsbesitzer so reichlich vom Kopf bis zum Fuße ausgerüstet sehe mit Saugrüsseln, Saugstacheln und allen Einsauggefäßen, so daß sie immer an sich ziehen, so find' ich bei meinem Vater leider das äußere Saug- oder Einsaugsystem fast in gar zu siechem schwachen Zustande, und er dachte zehnmal des Tages wohl an das Geben — er hatte nur aber Wenig dazu — aber kaum einmal an das Nehmen, womit er doch sich selber hätte etwas geben können; und wenn ich später an so manchem Menscheninsect gute Freßzangen zu bewundern hatte, so hielt mein Vater weiter nichts als Geburtzangen in der Hand, welche bloß fremde Leben bringen und fristen." Als dieser Vater nach zehnjährigem Darben auf dem kleinen Dorfe endlich die Berufung zn einer reichen Pfarre erhielt, da brachte er die Freudenpost ernst und traurig, weil „in ihm schon der Abschied von der geliebten Gemeinde zu weinen anfing, welche seit vielen Jahren seine zweite Familie geworden." Diese Menschenliebe fand Jean Paul auch bei seinen Großeltern mütterlicher Seite, und der Dichter dankte abermals Gott, wenn er bedachte, wie „christlich gebend" sein Großvater gewesen. „Wenn," sagt er an

einer andern Stelle bei Gelegenheit der Verheirathung seines Vaters, „ein Bürger, der durch Tuchhandel und Schleierhandel wohlhabend geworden, von seinen zwei einzigen Töchtern die schönste, kränklich zart gebildete und geliebteste einem dürftigen Tertius, der mit seinen Gläubigern eine Tagereise von ihm wohnt, nicht versagt, so mußte in dem Tuchmacher eine über sein Tuch und Geld erhabne Seele wohnen."

Doch von nicht wenigerm Werth war für ihn die stolze und aufrechte geistige Haltung des Vaters, der im Selbstbewußtsein seines Werthes vor Niemand niederfiel und eher starrköpfig als servil zu nennen war. Bei den Besuchen in Zedtwitz bei seiner Patronatherrschaft war er „wie ein alter lutherischer Hofprediger, der die unabsehliche Größe des Standes, wie das Erscheinen der Gespenster anerkannte, ohne vor beiden zu beben." Als aber die reiche Stelle erledigt worden, und die Frau von Plotho, die Gönnerin Richter's, sie zu vergeben hatte, „ging er nur seltner nach Zedtwitz. Vollends eine Bittschrift um die Pfarrei, oder nur eine mündliche Bitte zu bringen, dies hätte ihn nach seiner altgläubigen Ueberzeugung, daß nur der heilige Geist zum heiligen Amte rufen müsse, als eine Simonie befleckt. So mußte denn die geburtstolze Gönnerin sich den festen, amtstolzen, ärmlichen Schwarzrock ohne Bitte und ohne Gesuch gefallen lassen." —

Endlich blieb des Vaters edles geistiges Wesen nicht ohne hohe dichterische Einwirkung auf den Sohn, und grade durch dessen Liebe und dessen Betreiben der einzigen Kunst, die sich in dem nun innerlich lebenden Jean

Paul entwickeln und leben konnte, und die gerade in die Seelen einzieht, vor denen, wie vor dem singen lernenden Vogel im Käfig, durch Armuth und Einsamkeit die Außenwelt verhangen wird, die Tonkunst. „Ihr," sagt der Dichter, „war meine Seele überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argusohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalcadenzen heimorgelte, so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehobnes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweih, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstrahlen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den bebänderten Bauerburschen vor der Mauer unsres Pfarrhofes mit Schalmeien und Geigen vorüberzogen, so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchklang meine noch enge Brust, und Frühlinge der Lust spielten darin mit Frühlingen. Viel Stunden widmete ich mich einem alten verstimmten Clavier, dessen Stimmhammer und Stimmmeister nur das Wetter war, dem Abtromnirte meiner Phantasien." — Aber auch zur Bildung dieses Talentes, das sich in der Folge von selbst so ausbildete, daß Zuhörer seiner Phantasien in späteren Jahren erklärten, er hätte ein eben so großer Tonsetzer als Dichter werden können, that der Vater, gemäß seiner sonderbaren Erziehungsweise, nichts. Der „so clavierfertige Vater wies ihm keine Taste und Note." — Aber es war dagegen der Anblick des hierin so begeisterten Vaters, welche ihn durch das anfeuernde Beispiel so gewaltig zu der Tonkunst hinzog. Trotz daß Jean Paul dem Vater einen Vorwurf

daraus macht, daß er, „des Brodes halber," die Tonkunst aufgegeben, so berichtet er doch, wie diese Muse den Vater nicht verlassen. „Besuchte sie ihn denn nicht," sagte er, „als alte Geliebte im Nonnengewande der heiligen Jungfrau und brachte ihm im einsamen, tonlosen Pfarrdorfe Jodiz jede Woche Kirchenmusiken mit?" Und Winterabends hatte er, „wenn die Kinder in bloßen langen Schlepphemden auf und abhüpften, gewöhnlich sein rastrirtes Foliobuch vor sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter den Kindertönen setzte, und der Knabe sah dem Schreiben zu und bewunderte den Vater, „wie er seine innere Musik ohne alle äußere Hülftöne und unverstimmt vom Kinderlärm setzte." —

Aber auch sonst sah er den Vater von einem heiligen poetischen Lebensrest ergriffen, der in dem Sohne sogleich dieselbe Stimmung hervorrief, ihn zum Nachdenken aufforderte und seiner Phantasie Beschäftigung gab. „Der Vater nämlich," erzählte er, „kann an dem Christmorgen stets wie mit einem Trauerflor bedeckt aus seiner Stube in die lustige leuchtende Wohn- und Gesindestube herab; die Mutter selber versicherte ihre Unwissenheit über diese jährliche Traurigkeit und Niemand hatte Muth zur Frage. So war auch das Erste, was bei dem Kinde, nachdem es jubelnd und trunken nach Durchlebung des heiligen Kinderschauers vor dem lang verheißnen Christkinde zu den Weihnachtsgaben hingestürzt war, aufstieg, nicht eine Thräne der Freude, sondern ein Seufzer über das Leben! — Und die väterliche Trauer ist nach ihm aus der späteren des Sohnes zu erklären, da der Letztere seit

vielen Jahren selber eine solche bei aller äußern Freudigkeit und Thätigkeit zu verhüllen hat. — Es ist eben bei Beiden nur das, bei jenem von Kirchenstücken, bei diesem von Romanen hervorbrachte, wunde Wehgefühl der Vergleichung zwischen dem männlichen Herbst der Wirklichkeit und dem kindlichen Frühlinge vor ihnen, in welchem noch dicht aus dem Stamme der Wirklichkeit die Blüthen des Jedeals ohne Umwege von Blättern zu Aesten wachsen. — Und dem Knaben bezeichnete damals der Uebertritt oder Ueberflug aus dem wogenden spielenden unabsehlichen Meere der Phantasie auf die begrenzte und begrenzende feste Küste der Wirklichkeit sich mit dem Seufzer nach einem größern, schönern Lande." —

Mit dem zwölften Jahre endigt sich diese enscheidende Epoche für den Dichter. Um ihre Bedeutung ganz aufzufassen, muß man sich beständig vergegenwärtigen, und wir können es nicht oft genug wiederholen, daß sie die glücklichste in seinem Leben gewesen, und nur darum, weil in ihr die Sehnsucht nach den kleinsten wie größten entzogenen Gütern von der blühenden Schöpfungskraft einer durch Einsamkeit früh geweckten Phantasie und Reflexion mit dem poetischen Schein noch ungetäuschter, grüner, unbestimmter Hoffnung und süßer Ahnungen umglänzt blieb. Um aber endlich ganz sich bewußt zu werden, wie alle jene kleinen Züge, die wir mittheilten, und von denen wir für spätere Gelegenheit uns noch mehre vorbehielten, für den Dichter von so großer Bedeutsamkeit sein und bleiben mußten, kann man sich die Abgeschiedenheit seines Kindheitdörfchens am Ausgang des Fichtelgebirgs nicht groß genug vorstellen. Glücklicher

Weise hat uns der Dichter selbst einen höchst bezeichnenden Zug davon aufbewahrt. Während Göthe so ausführlich die Theilnahme seiner Knabenzeit an dem siebenjährigen Kriege, die mannigfachen Eindrücke, welche die Parteiungen und Kriegsereignisse auf die junge Seele machten, darstellt, erzählt Jean Paul die seinige an den damals die politische Welt bewegenden Kriegen wegen der ersten polnischen Theilungen also. „Der Vater bekam von seiner Patronatherrin die Baireuther Zeitung geschenkt; monatlich oder vierteljährlich — so oft er eben nach Zedwitz ging — brachte er einen Monat- oder Vierteljahrgang auf einmal nach Hause, und ich und er lasen einen so großen Abhub mit Nutzen, eben weil wir sie mehr band- als blattweise bekamen. Gewöhnlich am Morgen trug ich meinen Neuigkeitenatlas in das Schloß zur alten Frau von Reitzenstein und weissagte am Kaffeetischchen und ließ mich loben. Noch erinnere ich mich einer damals oft vorkommenden Mehrzahl „Conföderirte.“ Höchst wahrscheinlich war in Polen der Plural; aber ich entsinne mich nicht des geringsten an ihm genommenen Antheils, wahrscheinlich weil ich nichts vom ganzen Handel verstand. So parteilos und ruhig wurden nun in unsrem Dorfe die polnischen Affairen beurtheilt, so wohl von mir, als von der alten Frau von Reitzenstein, meiner Zuhörerin.“

Ehe wir endlich den Dichter in seine eigentlichen Lehrjahre begleiten, müssen wir noch vor dem Leser vorübergleiten lassen, in welcher Gestalt ihm das erschien, was er „seine erste Liebe“ nennt; auch in diesem Höchsten war sein Leben allen andren Ereignissen, die sonst auf die Menschen-

seele einwirken, gleich. „Es war ein blauäugiges Bauermädchen seines Alters, die wir unter dem Namen Augustine bei einer andren Gelegenheit schon erwähnten," von schlanker Gestalt, eirundem Gesicht mit einigen Blatternarben, aber mit den tausend Zügen, welche eben wie Zauberkreise das Herz gefangen nehmen. Zu einer Liebeserklärung kam es zwar bei Paul nicht — aber von Weitem spielte er doch seinen Roman lebhaft so, daß er in der Kirche von seinem Pfarrstuhle aus sie in ihrem Weiberstuhle ziemlich nahe genug ansah und nicht satt bekam. Und doch war dies nur Anfang; denn wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, sah er sie von der Hofmauer herab, um ihr Zuckerwerk zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück; hatte er ihr aber einmal seine Mandeln zustecken können, so erwuchs freilich aus ihnen ein ganzer, blühender im Kopfe hängender Garten voll Duft, und er ging darin wochenlang spazieren. Und auf dem Höfer Jahrmarkt ließ er alle geputzten Damen unbeachtet und kaufte Zuckerwerk für die viehweidende Augustine in Jodiz. Uud in dieser Brennweite der Liebe blieb Augustine gegen Paul, und er erlebte in Jahren nie eine Zeit, ihr nur die Hand zu drücken! An einen Kuß wollen wir gar nicht denken. Schon wenn er zuweilen einem nicht schönen Dienstmädchen seiner Eltern, das er nicht einmal liebte, verschämt und heftig an den Mund flog, brauseten in dem Kusse Spiele und Körper unbewußt und schuldlos mit einander auf; aber vollends der Mund einer Geliebten hatte ihn in heiße Himmel eingetaucht und ihn darin in einem glühenden Aether zer-

lassen und verflüchtigt." — „Und doch," — so rief Jean Paul in seinem späten Alter aus, damit mehr als durch irgend einen Zug bezeichnend, was ihm das Kindheitleben in Jodiz sein Leben hindurch geblieben — „und doch wollt' ich, er wäre schon in Jodiz ein oder ein paarmal verflüchtigt worden!" — Dafür blieben ihm aber „die Kuhglockenspiele lange Zeit die Kuhreigen der hohen, fernen Kindheitalpen — und noch wogte sein altes Herzblut, wenn diese Klänge ihm wieder zugeweht wurden — als Töne von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter, schöner Ferne, und er möchte dabei fast weinen vor Lust. Denn man geselle der Liebe auch nur den kleinsten Ton zu, und wäre die Kuh die Glöcknerin, so verdoppelt dieser seine orphische Zauber- und Bannkraft, und seine unsichtbaren Wogen wiegen und führen das Herz in's Freie hin, und er weiß nicht, ist er zu Hause oder in der Ferne, und der Mensch regiert froh, zugleich über Haben — und Entbehren!"

Drittes Kapitel.

Des Dichters Lehrjahre in Schwarzenbach an der Saale.

Es war am 9. Januar 1776, also im beinahe vollendeten dreizehnten Jahre, als Jean Paul mit seinem nach Schwarzenbach an der Saale als ersten Pfarrer versetztem Vater dem Ort seiner Geburt und dem Schooß des Fichtelgebirges um mehre Meilen wieder näher zog und seinen Vater in einen unabhängigern und größern Wirkungskreis begleitete, von wo 15 Jahre später des Dichters Ruhm und eigentliche Wirksamkeit zuerst ausgehen sollte. —

Schon nach den ersten Schritten aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte lag derselbe als ein Gegenstand tiefer Sehnsucht hinter ihm, als ein Ort, welcher die erste Liebe seines kindlichen Herzens ihm auf immer verbarg. Der Dichter erinnert sich in seiner Selbstlebensbeschreibung von dem ganzen geräuschvollen Umzuge von Joditz nach Schwarzenbach an der Saale keines andern Umstandes, als daß er seiner Augustine von dem neuen Wohnorte „einige artige Potentaten überschickte, die er mit

Fett und Ruß nach ihrem gemalten Leben gezeichnet und mit dem Farbenkästchen täuschend illuminirt hatte, ein Liebesandenken, an welchem er die ganzen ersten Wochen in Schwarzenbach gearbeitet. —

Dies geschah im dreizehnten Jahre Jean Paul's, und vergleicht man damit die seltsamen und abenteuerlichen Streifereien, welche in demselben Alter nach seiner eignen Darstellung Göthe in der gewühlvollen Reichsstadt Frankfurt an der Seite seiner Herzensprinzessinnen unternahm, so treten noch deutlicher die kindliche Unschuld, die Reinheit des Gemüths und die engbegrenzte äußere Ideenwelt der reifern Knabenjahre unseres Dichters vor Augen.

So wichtig und einflußreich jedoch das Leben in dem Dörflein Jodiz auf die spätere Gefühl-Phantasie- und Dichterwelt Jean Paul's wurde, so gewann dieselbe Bedeutung der Aufenthalt in Schwarzenbach an der Saale in Bezug auf die reingeistige und Verstandesentwickelung des Dichters, auf die Natur der von ihm eingesammelten Kenntnisse, die Art, dieselben einzusammeln, sie zu verarbeiten, mithin besonders auch auf die Form seiner Darstellungen. Ehe wir jedoch diesen wichtigen Theil des Schwarzenbachers Lebens, dessen Einwirkungen und spätere Nachwirkungen verfolgen, wollen wir das Wenige, was der neue Lebenskreis in den drei Jahren, während welcher Jean Paul in demselben sich bewegte, an äußern Bildern und dichterischen Einnerungen Neues darbot, nach seinen eigenen Angaben dem Leser vorführen.

Schwarzenbach selbst, als ein nicht unbedeutender Marktflecken, hätte nach den uns bekannten, ärmlichen

Joditzer Umgebungen eigentlich dem Knaben als eine ungemein reiche Welt vorkommen müssen; aber der Dichter sagt uns davon weiter nichts, als daß es „einen Pfarrer und einen Caplan, einen Rector und einen Cantor, ein Pfarrhaus voll kleiner Stuben und zweier großen, diesen gegenüber zwei große Brücken mit der dazu gehörigen Saale — und gleich daneben das Schulhaus, so groß wie das Joditzer Pfarrhaus, und unter den Häusern noch ein Rathhaus, nicht einmal gerechnet das lange leere Schloß" — gehabt habe. Aber wir finden weder jener freudigen Gänge nach Hof, noch überhaupt irgend einer der Joditzer Idyllenfreuden gedacht. Aus dem Schweigen des Dichters hierüber ist schon zu folgern, daß er wirklich in Schwarzenbach dieselben entbehrt, und daß ihm sogar die ärmliche Kinderwelt jenes Dörfchens, deren Armuth uns bereits schmerzlich berührt, als ein fernes untergesunkenes Glück erschienen; daß er sogar gleich bei seinem ersten Schritt in eine etwas größere Umgebung auf der Leiter menschlicher Freuden einige Stufen herabgestiegen sei. Da nun diese erste schmerzliche Täuschung sogleich auf die Joditzer Welt folgte, da diese Täuschung mit jeder neuen Lebensepoche fast bis zum männlichen Alter sich wiederholte und mit den erwachenden immer höheren Wünschen und Bedürfnissen in ein steigendes Mißverhältniß gerieth, so ist wohl dadurch schon einigermaßen erklärt, warum eine so ärmliche Kinderzeit das Ideal einer so reichen Dichterwelt werden konnte. —

Wie schon einmal erwähnt, verbot die kindliche Pietät dem Dichter jede laute Klage über seine Eltern. Dennoch sind uns einige Andeutungen hinterlassen worden,

welche erklären, warum bereits in Schwarzenbach die drückenden und von ihm bereits schwer gefühlten Lebens- und Jugendstunden angegangen sind.

„Der Vater durfte in Jodiz Schulden machen," sagte er in einer seiner Aphorismen, „bei dem, jedoch mehr eingebildeten, als wirklichen, Reichthum seiner Schwiegereltern und seiner Vocationaussichten." — Er hatte nun allerdings in Schwarzenbach ein bedeutenderes Gehalt, aber davon um so weniger Genuß, als sogleich in den ersten Jahren die Gläubiger bedeutende Abzüge davon erhalten mußten. Dies, in Verbindung mit körperlichen Leiden, verwandelte den früher als so heiter geschilderten Pfarrer in einen mißmüthigen Mann. — „Der Vater," sagt auch hierüber Jean Paul selbst in seinen Notaten, „war oben in der Studir- und Geschäftsstube; er konnte nur an sich denken; er hielt uns dem Rectorat übergeben und es war keine Frage mehr nach Fortschritten! — Jetzo war ich eigentlich ohne Aufsicht." Und an einer andern Stelle: „Der Vater ritt allein nach Jodiz und Zedwiz; alle frohen Fußreisen zu Geistlichen in der Nähe waren weggefallen; nur in einem Orte war ich eingepfarrt, von einem körperlich und geistig umschränkten Hofraum war ich umgeben, ohne Männer, Lehrer, ohne Ideen, ohne alles Geistige." — Natürlich mußte nun auch dieser Mißmuth des Vaters in der ganzen Familie wiederklingen. Jean Paul klagt sich darum in denselben Andeutungen, die er sich zu Schilderungen seines Schwarzenbacher Leben aufgezeichnet, von dem er aber die Schattenseite darzustellen eben aus Schonung für seinen Vater nicht über's Herz

bringen konnte (und wahrscheinlich war auch dies mit ein Grund, warum er so plötzlich seine Selbstbiographie abbrach, als er an jene Schilderung kam) — er klagt sich in diesen Andeutungen mit Schmerz selbst an, daß er wohl angefangen habe, „den Vater minder zu lieben, und sogar den Abendgesprächen, welche derselbe mit dem Kaplan führte, nicht mehr so theilnehmend und freudig zuzuhören," ja daß er ihn „gequält zu haben" fürchtete. —

Auch die Gegend um Schwarzenbach war, wiewohl dem Fichtelgebirge näher gelegen, ebener, kahler, und der Knabe, der sich aus derselben nicht entfernen durfte, vermißte um so schmerzlicher die Anhöhen um Jodit.

So war der Dichter nur im Stande, aus dem ganzen dreijährigen Leben in Schwarzenbach drei und ohnehin einzeln stehende, dichterische Freudenmomente hervorzuheben. — Die erste Geschichte einer zweiten potenzirten Liebe, in welcher er es bis zum ersten Kuß brachte, ist davon der bedeutenste, ist in diesem unschuldigen Knabenleben ein zu rührendes und war für den Dichter ein zu bedeutendes Ereigniß, als daß es irgend Jemand anders als mit seinen eigenen Worten je würde darstellen mögen:

„Wie früher dem Kirchenstuhle gegenüber," so erzählt er, „so konnt' ich nicht anders als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Katharina Bärin — mich verlieben in ihr niedliches, rundes, rothes blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davon lief. — Am Schulcarneval, das den ganzen Fastnacht Vormittag einnahm, in Tänzen und Spielen

bestand, hatt' ich die Freude, mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz zu machen, und so den regelrechten vorzuarbeiten und vorzutanzen. Ja, bei dem Spiele: wie gefällt Dir Dein Nachbar? — wo man auf das Bejahen des Gefallens zu Küssen befehligt wird und auf das Verneinen einem Hergerufenen unter einigen Ritterschlägen des Plumpsacks laufend Platz zu machen hat — trug ich letzte häufig neben ihr davon, eine Goldschlägerei, durch die meine Liebe wie reines Gold nur größer wurde. Alles dies konnten mir die Seligkeiten nicht abschneiden, ihr täglich zu begegnen, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen und Häubchen über die lange Brücke dem Pfarrhause entgegenlief, aus dessen Fenstern ich schaute. Sie freilich zu erwischen, um ihr etwas Süßes nicht sowohl zu sagen, als zu geben, z. B. einen Mund voll Obst — dies war ich, so schnell ich auch durch den Pfarrhof eine kleine Treppe hinablief, um die Vorbeilaufende unten im Fluge zu empfangen, meines Wissens nie im Stande. — Inzwischen habe ich das Vergnügen, Allen, welche in Schwarzenbach bloß ein wiederholtes Joditz der Liebe erwarten, zu melden, daß ich es zu etwas brachte. An einem Winterabende, wo ich meine Prinzessinsteuer von süßen Gaben schon vorräthig hatte, der gewöhnlich die Einnehmerin fehlte, beredete mich der Pfarrsohn zu dem verbotenen Wagstücke, während ein Besuch des Kaplans meinen Vater beschäftigte, im Finstern das Pfarrhaus zu verlassen, die Brücke zu passiren und geradezu in das Haus, wo die Geliebte mit ihrer armen Mutter oben in einem Eckzimmer wohnte, zu marschiren und unten in eine Art von Schenkstube einzudringen.

Ob Katharine aber zufällig da war und wieder hinaufging, oder ob sie der Schelm mit seiner Bedientenanlage unter einem Vorwand herunterlockte auf die Mitte der Treppe, oder kurz, wie es dahin kam, daß ich sie auf der Mitte fand, dies ist mir Alles nur zu einer träumerischen Erinnerung zerronnen; denn eine plötzlich aufblitzende Gegenwart verdunkelt dem Erinnern Alles, was hinter ihr ging. So stürmisch wie ein Räuber war ich zuerst der Geber meiner Erstgeschenke, und dann drückte ich — der ich in Jodit nie in den Himmel des ersten Kusses kommen konnte und der nie die geliebte Hand berühren durfte — zum ersten Male ein lange geliebtes Wesen an Brust und Mund. Weiter wüßte ich auch nichts zu sagen; es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wieder kam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunfttraum waren in einem Augenblicke zusammen eingepreßt — und im Finstern hinter den geschlossenen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für einen Blick und war dahin. Aber ich habe es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche.“ —

„Es war,“ fügte er später hinzu, „der erste Kuß und zugleich, wie ich glaube, der letzte dazu. Wie gewöhnlich, nahm ich während meines ganzen Schwarzenbacher Lebens mit meiner telegraphischen Liebe vorlieb, welche noch dazu ohne einen antwortenden Telegraphen sich erhalten und beantworten mußte.“ —

Die Reinheit seiner Seele, wie die bei weitem höher gestiegene Gluth der Auffassung jeder Gefühlserhebung, zeigt in noch höherm Grade die mit noch feurigern Farben in seinem hohen Alter geschilderte Be-

schreibung des ersten Abendmahls. Auch ist dieselbe in noch andrer Art für ihn merkwürdig. Die Erinnerung an die dabei durchlebten Gemüthserhebungen steht schon darum einzeln wie ein ferner großer Berg in einer dürftigen Ebne da, weil bald darauf seine Seele in religiöser Beziehung eine Richtung nahm, die ihm die Wirkung der kirchlichen Ceremonien und Dogmen, wenn nicht verlöschen, doch bedeutend schwächen mußte.

„Das Abendmahl" — und mit dieser Beschreibung schließt Jean Paul für immer seine ausgeführten selbstbiographischen Mittheilungen — „das Abendmahl steht auf dem Lande, oder noch richtiger unter echten Christen, nicht bloß als eine christliche, moralische toga virilis da; nicht wie in Städten für Mädchen als die Einkleidung weniger in Nonnen, als in Jungfrauen, sondern es ist die höchste und erste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottesstadt; erst jetzt wird die frühere Wassertaufe eine wahre Feuertaufe, und das erste Sacrament steht im zweiten verklärt und lebendiger wieder auf. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche so oft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sonntage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht. Diese stieg noch höher in mir durch den einjährigen Aufschub der Handlung, da meinem Vater das gesetzmäßige Alter von zwölf Jahren durch den 21. März nicht reichlich genug abgelaufen zu sein schien. Nun gebt diesen warmen Tagen der Religion noch einen Feuersprecher — nicht Besprecher — wie der Rector ist (von ihm nachher), der uns die schreckliche, bloß dieser Religionshandlung eigenthümliche Bedingung glü-

hend vor die Seele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmahl genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und, wenn ein Erlöser und Heiliger in einen unreinen Sünder einziehe, die seligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Thränen, die er selber mit vergießen half, waren das Wenigste, was seine Herzrede aus mir und Andren hervortrieb; glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schweigen darin fort. Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen, und wie wohl that es dann, an dem Beichttage selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen! Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter, leichter, heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche, nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und den Menschen einen heitren, weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden, warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus. — Am Sonntagmorgen versammelten sich die für den Opferaltar geschmückten Knaben und Mädchen im Pfarrhofe zum Einweihezuge in die Kirche unter Geläute und Gesang. Alles dies und sogar der Festanzug und der Blumenstrauß und die verdunkelten duftenden Birken

im Hause und im Tempel wurden für die junge Seele, deren Flügel schon in der Bewegung und in der Höhe waren, noch vollends ein mächtiges Wehen in die aufgespannten Flügel hinein. Sogar während der langen Predigt war das Herz mit seinem Feuer gewachsen; bloß Kämpfe wurden unter ihr gegen jeden Gedanken, der nur weltlich und nicht heilig genug war, geführt. — Als ich nun endlich von meinem Vater das Abendmahlbrod empfing und von dem jetzo rein geliebten Lehrer den Kelch: so erhöhte sich die Feier nicht durch den Gedanken, was sie mir beide waren, sondern mein Herz und Sinn und Feuer war bloß dem Himmel, der Seligkeit und dem Empfange des Heiligsten hingegeben, der sich mit meinem Wesen vereinigen sollte, und die Seligkeit stieg bis zum körperlichen Gefühlblitze der Wundervereinigung. — So trat ich mit einem reinblauen und unendlichen Himmel im Herzen weg vom Altare; aber dieser Himmel offenbarte sich mir durch eine unbeschränkte, von keinem Fehler getrübte, sanfte Liebe, die ich nun für alle, alle Menschen empfand. Die Erinnerung der Seligkeit, wie ich alle Kirchgänger mit Liebe ansah und alle in mein Inneres aufnahm, hab' ich bis jetzo lebendig und jugendlichfrisch in meinem Herzen aufbewahrt. Die weiblichen Mitgenossinnen des heiligen Tisches wurden mir mit ihren Brautkränzen als Bräute Christi nicht nur geliebter, sondern auch heiliger, und ich schloß sie alle in ein so weites, reines Lieben ein, daß auch die von mir geliebte Katharina nach meiner Erinnerung nicht anders von mir geliebt wurde, als die übrigen. Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein

aufgedecktes, unabsehliches Liebemahl, und das ganze Gewebe und Gespinnste des Lebens stand vor mir als eine leise, sanfte Wind- oder Aetherharfe, welche der Aether der Liebe durchweht. — Aber im beweglichen Menschen kann leichter sich Alles beständig oben erhalten als das Reinste und Beste, wie im Quecksilber alle Metalle oben bleiben, nur das Gold untersinkt. Das Leben duldet, wie nach Göthe die Sonne, kein Weiß. Nach wenig Tagen entwich das köstliche Bewußtsein dieses Standes der Unschuld, weil ich gesündigt zu haben glaubte, daß ich mit einem Steine geworfen und mit einem Schulfreunde gerungen hatte, und zwar Beides nicht aus Feindschaft, sondern in schuldloser Spiellust; aber ewiger Dank gehört ewig dem allgütigen Genius." —

Wir müssen bei Anführungen solcher Stellen, jedes Mißverständniß zu vermeiden, immer betonen, daß wir nicht etwa meinen, als ob wir etwas Besonderes darin erblickten, von dem Dichter in jenem Alter Gefühle gesagt zu wissen, die wir fast Alle in größerem oder niederem Grade durchmachten, sondern das, besonders später auszuführende, Charakteristische bei Jean Paul sei eben, daß ihm dieselben in solcher Lebendigkeit im sechzigsten Lebensjahre gegenwärtig waren und von ihm mit solcher heiligen Verehrung im verborgensten Schreine seines Herzens aufbewahrt wurden. Diese Erscheinung wirft dann ein helles Licht auf das, was ihm diese Kindheit blieb und was ihm das spätere Leben war. —

Die dritte dichterische Einwirkung, die Schwarzenbach ihm darbot, wird von dem Dichter in seinen Mittheilungen nur gelegentlich berührt; es läßt sich aber

leicht erkennen, daß sie eher fast nicht weniger bedeutend und theils aus andren nachher anzugebenden Gründen, theils besonders deshalb nicht so sehr von ihm hervorgehoben wurde, weil sie eine weniger einzeln hervorleuchtende, als anhaltend fortwirkende war. Was er nämlich in Joditz mit so großem Schmerzgefühl sich verweigert sah — die Thür zur öffentlichen Schule — ward ihm hier aufgethan, und in ihr als vorzüglichster Lehrer ein feurig fühlender Mensch. „Die Schulstube, oder vielmehr die Schularche, faßte Abcschützen, Buchstabierer, Lateiner, große und kleine Mädchen — welche wie an einem Treppengerüste eines Glashauses oder in einem alten römischen Theater vom Boden bis an die Wand hinaufsaßen — und Rector und Cantor sammt allem dazu gehörigen Schreien, Summen, Lesen und Prügeln in sich. Die Lateiner machten gleichsam eine Schule in der Schule." Bei dem vorgerückten Alter Jean Paul's, in welchem jene kindische Schulsehnsucht in Joditz als Erinnerung hinter ihm lag und nunmehr zu spät befriedigt wurde, um von großem Werth für ihn zu sein — bei dem ferner erwachten geistigen Hunger nach gehöriger wissenschaftlicher Ausbildung, die ihm unter den beschriebnen Umständen nur verkümmert werden konnte — war es natürlich jetzt weniger der Schulbesuch, der auf ihn wirken konnte, als jener Mann, der in ihm zu ihm sprach. Jean Paul schildert ihn, den ersten Menschen, der auf ihn, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, erhebend wirkte, als einen „schönen Mann mit breiter Stirn und Nase, voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Naturberedtsamkeit, voll Fragen und Gleichnisse und Anreden wie Pater Abraham (a Sancta

Clara), mit einem Kopf voll Freiheitsrede und Eifer; seine Zunge war der Hebel der kindlichen Gemüther.“ Die Art und Weise dieses Mannes und seiner Einwirkung auf das jugendliche Herz, sehen wir aus einer dem Dichter in hellerer Erinnerung gebliebnen und von ihm unter der Aufschrift: „Scherz mit dem Rector“ mitgetheilten Anekdote. „Die älteren Bekannten Werner's (so heißt er) mit der leichten Erregbarkeit seines Gemüths und seiner Gewohnheit, den Schülern sogleich die in ihm erzeugten Flammen mitzutheilen, bekannt, erlaubten sich den Scherz, ihm von der Erlanger Zeitung ein altes Blatt aus den siebziger Jahren zuzuschicken, welches die schreckliche Hungersnoth in Italien, besonders in Neapel, grausam abschilderte. Die Jahrzahl der Zeitung war mit einem darauf geflößten Dintenklecks verwischt worden. Sie hörten es nun Alle in ihre Stuben ordentlich hinein, wie er, vom Fidibusblatt entzündet, mit dem Erklären losbrechen, und wie er mit Feuerfarben das hungrige Betteln, Schreien, Niederfallen, Verschlucken auf allen Gassen so nahe vor die Schwarzenbacher Schuljugend bringen müsse, daß es unentschieden sein werde, ob sie mit heißeren Thränen heimkommen werde, oder mit heißerem Hunger. Und in der That, in solchen Fällen der Schilderungen glaubt der Mensch kaum mehr, daß es noch etwas zu essen giebt auf der Erde. Unter welche Ehrenpforten (oder auf welche Ehrenbetten) noch Abends der gute Herold des Hungers von der Spaßschützengesellschaft für sein Rühren und Mahnen gebracht worden, als die Schützengesellschaft die Kinder besehen und ausgefragt, kann sich Jeder denken, ich aber nicht berichten, weil ich erst dunkel und spät den

Widerruf der Zeitung erfahren habe. Alter, gutmeinender Rector, schäme oder ärgere dich indeß nicht besonders über Spaß- oder Stoßvögel, die auf deine Kanzeltauben niederfahren wollen. Die heilige Taube hatte doch mit warmen Flügeln über unsern Herzen geschwebt und sie angebrütet. Für das angewärmte Herz ist's einerlei, ob dasselbe für eine alte oder für eine nächste Hungersnoth mit den Schlägen des Wohlwollens gezittert." —

Doch diese wohlthätigen Einwirkungen auf des Dichters Phantasie scheinen sich alle auf das erste Jahr seines Schwarzenbacher Knabenlebens beschränkt zu haben; jene Beschreibung des ersten Abendmahls schließt die Selbstmittheilung; er selbst sagt, daß er zu demselben gleich nach Erreichung des dreizehnten Geburtstages zugelassen worden sei, und die Notate für die nächste Folgezeit bestehen nur aus jenen obenerwähnten, trüben Andeutungen. Er beklagt sich, außer über die Stimmung seines Vaters und über die ihm von diesem gewordene Vernachlässigung, über die Zerstörung so mancher kindlich-dichterischer Illusion, so besonders, daß ihm der Zauber des heiligen Christes mit dem Glauben an das Wunder seiner Bescherung hier verschwunden sei. Der Besuch der öffentlichen Schule verlor ebenfalls allen poetischen Reiz, da seine Phantasie nicht mehr an dem Zusammensein mit einer Menge von Altersgenossen sich begnügte, sondern das geistige und herzliche Bedürfniß in ihm erwacht war, sich an Einzelne völlig anzuschließen, und er Niemand fand, der ihm auch nur einige Theilnahme hätte einflößen können. — „In der Schule," so lautet wörtlich

seine Klage, „war kein Einziger fleißig oder edel oder talentvoll. Ein Schreiber, Wolfram, war der Einzige, mit dem ich mich unterhalten konnte.“ — So mußte der zum Jüngling heranreifende Knabe in jenen drei schönsten Jahren, in welchen der Mensch fast mit heißerer Sehnsucht seine Arme nach einem Freunde ausstreckt und einen solchen, wenn er ihn gefunden, mit tieferer und innigerer Gluth umfaßt, als später der reifere Jüngling nach einer Geliebten, im Schmerz der Entbehrung dieses höchsten Knabenglückes sich verzehren, alles Gefühl gewaltsam in seiner Brust zurückdrängen. Dies ist ebenfalls ein für die Entwicklung seines Wesens, seiner Poesie und für die Erläuterung der meisten seiner Werke vor Allem äußerst bedeutsamer und wesentlicher Umstand. Es ist fast keiner seiner höheren Charaktere, in dem er nicht jenes von ihm so tief entbehrte Glück der Knabenfreundschaft mit allen ihren Sehnsuchtsschmerzen und ihrer Seligkeit mit eben so glühenden Farben darstellt, als die spätere Sehnsucht, die spätere Wonne und das spätere Leid der Liebe; es giebt keinen Dichter, der zugleich so der Priester der edlen Jünglingsfreundschaft wäre, und wenn Schiller in seinem Don Carlos in dieser Beziehung ihm als hohes Muster voranleuchtete, so bewirkte die für Jean Paul stets unbefriedigt gebliebene Sehnsucht, daß er sich nicht, wie Jener, durch eine Darstellung mit derselben abfand, sondern sie immer und immer wieder als einen der erhabensten und edelsten Gegenstände der Dichtkunst sich zum Vorwurf nahm. —

Auch die Verehrung und der Einfluß des Rectors Werner mußte nach nicht gar langer Zeit sich bedeutend

mindern. Seildem für den Dichter in Schwarzenbach der Tempel der Wissenschaften sich geöffnet hatte, schritt seine geistige Ausbildung mit Riesenschritten vor, und er mußte bald ein Schüler werden, auf den man bei Besetzung der Lehrerstellen in einem fichtelbergischen Marktflecken nicht hatte rechnen können. So konnte derselbe nur zu bald die Beschränktheit des Rectors in wissenschaftlicher Beziehung erkennen. — Und Jeder hat wohl selbst erfahren, daß Niemand unduldsamer in seinen Ansprüchen an die geistige Vollkommenheit der Lehrer ist, als ein Knabe, und daß leicht in einem solchen, der selbst noch im kindischen Wahn die höchste Staffel alles Wissens, die höchsten Stufen aller Ehren zu erreichen hofft, und dessen Stolz es auf das Innigste verletzt, wenn man ihm zu sagen wagt, daß er irgend etwas nicht werden werde — daß ein Knabe, sage ich, in dem Augenblick beinahe alle Ehrfurcht vor einem Lehrer verliert, wenn eine einzige Blöße in geistiger Beziehung den Nimbus zerstört, den er so bereitwillig um das Haupt geliebter Lehrer zieht. Von dem Augenblicke daher an, als der Knabe bemerkte, daß der Rector unter des Schülers Uebersetzung aus dem Hebräischen eine gedruckte neben sich liegen hatte, als er sah, daß, wie Jean Paul sich selbst ausdrückt, wenn der Held mit dem Analysiren mancher Wörter nicht zurechtkam, zuweilen das zweite Unglück dazu schlug, daß es dem Lehrer eben so ging — von dem Augenblicke an mußte er mit Schmerz fühlen, er sei auch hier wieder „ohne Männer.“ Und so schildert er denn auch den Rector Werner als einen Mann ohne alle Tiefe, weder in Sprachen, noch in Wissenschaften. Dies

Mißverhältniß zwischen Lehrer und Schüler stieg immer mehr, so daß er, als der Letztere Hoffmann's Uebersetzbeispiele für lateinische Regeln übertrug, und er sich „durch Schraubengänge sehr in lauter schwere Participialverengerungen einwand, der gute Rector mehr darauf sinnen mußte, ihn zu verstehen, als zu verbessern."—

Oft werden Andern, welche in dieser Lebensepoche mit solchen Entbehrungen zu kämpfen haben, Ersatze für den Mangel an Menschen oder Erlebnissen, welche die Phantasie anregen, wenigstens in Büchern und poetischen Werken. Aber auch hierin verfolgte den Knaben ein ungünstiges Geschick. Da poetische Werke, wenn sie nicht ganz Deutschland und alle Klassen des Volks bei ihrem Erscheinen gewissermaßen wie ein physisches Erdbeben durchschüttern, vielleicht damals ein Jahrzehend brauchten, ehe sie durch Zufall etwa mit einem neu antretenden Lehrer oder Beamten in einen fichtelbergischen Marktflecken gelangten, so konnten in Schwarzenbach damals erst einige von den schlechten Romanen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich vorfinden. Aber auch selbst dies Wenige ward dem Knaben dadurch fast ganz vorenthalten, daß der besorgte Vater sich auch vor diese Himmelspforte stellte. Nur einige dieser Freuden, und von ihm fast entwendet, wurden ihm zu Theil und erweckten nur eine neue Sehnsucht, ohne sie zu stillen. Hören wir ihn auch darüber sebst. „Es legte sich nun auch der arme Knabe auf die schöne Literatur der Deutschen; da aber in Schwarzenbach keine andere zu haben war, als die romantische (eben jene schlechten Romane), so trug er sich von diesen Quadern einen kleinen baby-

lonischen Thurm zusammen, ob er gleich jedesmal aus ihnen nur einen Quader herausziehen konnte zum Lesen. Aber unter allen Geschichten auf Bücherbretern — denn Schiller's Armenier wiederholte später nur die halbe Wirkung — goß keine ein solches Freudenöl und Nectaröl durch alle Adern seines Wesens — bis sogar zu körperlichem Verzücken — als der alte Robinson Crusoe, — er weiß noch Stunde und Platz (es war Abends am Fenster gegen die Brücke zu), wo die Entzückungen vorfielen, und nur später ein zweiter Roman, Veit Rosenstock von Otto — vom Vater gelesen und verboten — wiederholte die Hälfte jener Begeisterung. Nur als Plagiar und Bücherdieb genoß er ihn aus der väterlichen Studierstube so lange, bis der Vater wieder kam — einmal las er ihn unter einer Wochenpredigt des Vaters in einer leeren Empor auf dem Bauche liegend. Jetzige Kinder beneid' ich wenig, welchen der erste Eindruck des kindlichen Robinson entzogen und vergütet wird durch die neuern Umarbeiter des Mannes, welche die stille Insel in einen Hörsaal oder in ein abgedrucktes Schnepfenthal verwandeln und den schiffbrüchigen Robinson überall mit einem Lehrbuche in der Hand und eignen dictatis im Maule herumschicken, damit er jeden Winkel zu einer Winkelschule anlege, obgleich der Mann mit sich selber so Viel zu thun hat, damit er sich nur nothdürftig das Leben fristet." —

Alle diese hindernden Umstände hatten nun auf Jean Paul's Gefühls-, als besonders auf seine intellectuelle Entwikkelung und auf die ganze Richtung, die sein Streben, seine Ideen nahmen, für eine äußerst umfangreiche Epoche ei-

nen sehr entschiedenen Einfluß. Zuerst und vorzüglich zwang ihn der gänzliche Mangel an Befriedigung der Bedürfnisse seines Herzens und der Sehnsuchten seiner Phantasie, nur wenigstens die seines Geistes zu stillen, wofür in seinen dürftigen Umgebungen noch eine dürftige Nahrung aufzufinden war. In reichbegabten Menschen, welche nicht, wie eigentliche sogenannte Künstler, nur für den Dienst einer einzigen Muse, wie die der Tonkunst oder einer der bildenden Künste, bestimmt sind, hält überhaupt Verstand und Phantasie, es halten sich die jenen beiden Geisteskräften entsprechenden Bedürfnisse die Wage. Je nach den äußern Einwirkungen, bestimmt durch die Lebensschicksale und durch den Verkehr, hat in verschiedenen Lebensepochen bald das eine, bald das andere die Oberhand. Besonders so lange die Entwickelungszeit noch dauert, kann wohl die eine Geisteskraft so ausschließlich herrschen, daß sie die andere auf eine lange Zeit ganz und gar verdrängt, und die großen Schöpfungen solcher Geister entstehen erst in jenen Epochen, wenn die Harmonie zwischen beiden Geisteskräften sich einigermaßen oder ganz herstellen konnte. Ein Genius wird zwar immer endlich sich dahin durchsiegen; aber das Früher oder Später, welches von wesentlichem Unterschied für die Kraft und Frische der Formengestaltungen ist, in die er seine geistigen Welten gießt, die mehr oder minder vollkommene Herstellung jener Harmonie — alle diese unermeßlich bedeutenden Bedingungen hängen von den äußeren Schicksalen solcher Männer ab. So war umgekehrt bei Schiller die erste Epoche die der überwiegenden Phantasie; ihr folgte aber eine zweite, in welcher der Verstand

fast ausschließlich herrschte, jene philosophische Epoche in jener Zeit in Jena, die so lange dauerte, daß man sogar eine Zeit lang die Dichterlaufbahn dieses Genius für geschlossen hielt. Erst mit dem Wallenstein eröffnete sich diejenige Periode, wo das Gleichgewicht sich herzustellen anfing. Nur einen Genius hatte Deutschland, dessen glückliches Leben jene Harmonie bereits in den ersten Kinderjahren schuf und dieselbe nie stören ließ. Desto strenger aber muß der Maßstab sein, der an das Resultat dieses langen, harmonischen Lebens zu legen ist. —

Wie schon erwähnt, trat Jean Paul aus den obenerwähnten Gründen bereits in der zweiten Hälfte seines Schwarzenbacher Lebens in jene kalte Verstandesepoche, in welcher es ihm fast um nichts zu thun war, als um die Befriedigung des in jener Gefühlswüste nur um so quälenderen Durstes nach Geistesausbildung, um die Anhäufung der größten möglichsten Kenntnisse, mit der es ihm auch gelang, die innere Lavawelt glühender Gefühle auf viele Jahre lang mit einer hohen, eisigen Schneedecke zu überbauen. Da er sein poetisches Sein im Empfangen wie im Schaffen eine so lange Zeit durch die Ausfüllung seiner Seele mit der Wissenschaft gewissermaßen ganz vernichtete, da er in spätern Zeiten, als jene Harmonie, so weit als deren Herstellung bei ihm noch möglich war, eintrat, die Bemerkung machte, daß ihm alle Spiele des Verstandes leichter und schneller gelangen, als Schöpfungen der Phantasie — eine Erfahrung, die, als in der Natur und dem Verhältniß jener Geisteskräfte liegend, theils von Allen gemacht wird, theils bei ihm als Folge seines Lebens ganz besonders stattfinden mußte — so ge-

rieth er sogar in späteren Jahren auf die sonderbare Selbsttäuschung, „es sei zweifelhaft, ob er nicht eher zum Philosophen als zum Dichter ursprünglich berufen gewesen sei." Er bedachte nicht, daß, wenn dem so gewesen wäre, er um so mehr ganz der Philosophie sich nothwendig hätte ergeben müssen, als dieselbe ja in der größten Einsamkeit und Dürftigkeit des Lebens bei Weitem mehr sogar gepflegt werden kann, als auf dem lauten Markte des Lebens; daß diese Einsamkeit und Dürftigkeit ihn ja gerade zu der Philosophie und Wissenschaft hinstießen; daß er aber doch über die unübersteiglichen Hindernisse zu den von ihm so viel schwerer geglaubten Schöpfungen sich hinüberschwang und auf diesen langen und schwierigen Wegen die, der Dichtkunst sonst ausschließlich so günstige reifere Jugendzeit fast ganz verlor; daß er ferner die in dieser gewonnene philosophische nnd wissenschaftliche Ausbeute nicht im Mindesten zur Fortbildung derselben benutzte, sondern nur zum Witz, der von ihm selbst als eine niedrige Gattung der Phantasie und Dichtkunst bezeichnet wird; daß er endlich jenen ungeheuren Schatz psychologischer Beobachtungen, den er in jener Lebensstille ungestört zu erwerben Gelegenheit hatte, todt liegen ließ, bis ihn selbst endlich die lang verborgene Wünschelruthe berührte und ihn zu seinem poetischen Schöpfungleben erweckte. Nur ein Dichterknabe konnte jene einzelnen Gefühlsmomente seiner Kindheit, deren wir eben deshalb so ausführlich gedachten, mit solcher Zaubergluth aufnehmen und in seiner Seele bewahren. —

Wie sich nun dieser Durst nach Kenntnissen auf die mannigfaltigste Weise äußerte und zu befriedigen strebte,

davon hat er uns selbst mehrere Andeutungen hinterlassen. Noch aus der allerfrüheſten Kindheit her erinnert er sich „der Winterabendlust, als er endlich aus der Stadt das mit einem Griffel als Zeilenweiser versehene ABCbuch in die Hände bekam, auf dessen Deckel schon mit wahren, goldnen Buchstaben der Inhalt der ersten Seite geschrieben war, der aus wechselnden rothen und schwarzen bestand.“ Ein Spieler, sagt er, „gewinnt bei Gold und **Rouge et noir** weniger an Entzücken, als ich dabei an dem Buch, dessen Griffel ich nicht einmal anschlage.“ In Schwarzenbach aber, in dem so viel gereifteren Alter, warf er sich mit Heißhunger auf jede geistige Nahrung, die man ihn darbot, und suchte in jedem Zweige von Kenntnissen, von denen ihn seine dürftigen Lehrer fast überall nur die ersten Anfangsgründe beibringen konnten, sich auf die mühsamste Weise selbst weiter fortzuarbeiten.

„Sogleich nach der Ankunft in Schwarzenbach,“ erzählt er auch hierüber, „bekam ich vom Cantor Gressel Unterricht auf dem Claviere, — und auch hier, nachdem er nur einige Tanzstücke und später die gewöhnlichsten Choralgriffe und Generalbaßziffern erlernt, gerieth er bald in seine Selberfreilassung vom Unterrichte, nämlich im Phantasiren auf dem Claviere und im Aufsammeln und Abspielen aller Clavierstücke, die nur im Orte aufzutreiben waren. Die musikalische Grammatik, den Generalbaß, erlernte er durch vieles Phantasiren und Notenspielen etwa so, wie wir die deutsche durch Sprechen.“

„Der jetzige Romanenschreiber,“ sagt er schon an einer früheren Stelle, „verliebte sich ordentlich in das hebräische Sprach= und Analysirgerümpel und Kleinwe=

sen — eigentlich auch ein heimlicher Zug seiner Liebhaberei für Häuslichkeit — und borgte aus allen Schwarzenbachischen Winkeln hebräische Sprachlehren zusammen, um über die diakritischen Punkte, die Vocale, die Accente und dergleichen Alles aufgehäuft zu besitzen, was bei jedem einzelnen Worte analysirend aufzutischen ist. Darauf nähte er sich ein Quartbuch und fing darin bei dem ersten Worte im ersten Verse im ersten Buche Mosis an und gab über das erste Wort, über seine sechs Buchstaben und seine Selbstlaute und das erste Dagesch und Schwa so reichliche Belehrungen aus allen entlehnten Grammatiken mehrere Seiten hindurch, daß er bei dem ersten Worte „Anfangs" (er wollte so von Capitel zu Kapitel fortschreiten) auch ein Ende machte, wenn es nicht beim zweiten war."

Bei weitem bezeichnender jedoch ist das, was er von dem Unterricht bei dem zweiten, noch nicht erwähnten Lehrer, der, aber nur in intellectueller Hinsicht, in Schwarzenbach auf ihn einwirkte, mittheilt. „Zu gleicher Zeit bat der junge Caplan Völkel sich vom Vater den Jungen auf tägliche zwei Stunden nach dem Essen aus, um allerlei aus Philosophie und Geographie ihm beizubringen. Wodurch ich ihm, den kein besonderes Erziehtalent anfeuerte, bei meiner dörfischen Unbehülflichkeit so werth geworden, bis zum Aufopfern seiner Ruhzeit, weiß ich nicht. In der Philosophie las er, oder eigentlich ich ihm, die Weltweisheit von Gottsched vor, welche mich bei aller Trockenheit und Lehrheit doch wie frisches Wasser erquickte durch die Neuheit. Besonders danke ich aber dem guten Caplane für seine Anleitung zum deutschen Styl, welche

in nichts bestand als in einer Anleitung zur sogenannten Theologie. Er gab mir nämlich den Beweis ohne Bibel zu führen auf, z. B. daß ein Gott sei oder eine Vorsehung u. s. w. Dazu erhielt ich ein Octavblättchen, worauf nur mit unausgeschriebenen Sätzen, ja mit einzelnen Worten, durch Gedankenstriche auseinander gehalten, die Beweise und Andeutungen aus Nösselt und Jerusalem oder Andern standen. Diese verzifferten Andeutungen wurden mir erklärt, und aus diesem Blatt entfalteten sich, wie nach Göthe's botanischem Glauben, meine Blätter. Mit Wärme fing ich jeden Aufsatz an, mit Lohe hörte ich auf; denn immer kam in das Ende der Welt, des Lebens, die Freuden des Himmels und all das Uebermaß, das der jungen Rebe in ihrem warmen Frühling entquillt." — Merkwürdig dabei erscheint, daß, wiewohl nach den letzten Andeutungen die Phantasie in diesen Aufsätzen nichts weniger als unthätig gewesen, dieselbe doch nur gelegentlich während des Arbeitens hervorgebrochen sein muß, indem diese aufgegebenen Arbeiten, die ihm ebenfalls zu Selbstarbeiten veranlaßten, in den letzten, deren Gegenstände doch seine eigene Wahl, nicht der Phantasie, nur dem Verstande Nahrung gaben. — „Meine wöchentlichen Ausarbeitungen," fährt er fort, „gebe ich jetzt für keine hin, sie mögen auch noch zu sehr die Welt bilden; denn jene bildeten noch weit mehr mich selber, besonders da ihre Gegenstände meinem Triebe zum Philosophiren die Schranken aufthaten und ihn sich ausräumen ließen." — Uebrigens ist die Antheilnahme des Caplans und dessen Einfall, dem Knaben solche Ausarbeitungen machen zu lassen, gar sehr dadurch erklärt,

daß Jean Paul selbst erzählt, es habe jener Trieb des Philosophirens „schon vorher aus seinem engen Kopfe auslaufen wollen in ein schmales Octavbüchlein, worin sich das Sehen und Hören logisch zu ergründen suchte und dachte, und woraus er seinem Vater etwas erzählt, der ihn so wenig getadelt nnd mißverstanden habe, als er selbst." —

Doch auch diese von außen intellectuell anregende Epoche des Schwarzenbacher Lebens dauerte nicht lange und machte einer dritten Platz, in welcher er, auch dieser menschlichen Theilnahme entbehrend, sich ganz selbst überlassen blieb. Er verschloß sich die Thüre zu dem freundlichen Caplan, die auf gar besondere Weise, sowohl den von seinem Vater geerbten, unbeugsamen Charakter und seine Entrüstung gegen die kleinste Vernachlässigung dessen, was er als moralische Verpflichtung gegen ihn erkannte, zugleich aber auch die selbstquälerische und launen- und grillenhafte Natur eines Dichterknaben zeigt, der auch, wie wir später sehen werden, durchaus in seinem Leben die in Göthe's Tasso so meisterhaft geschilderte, krankhafte Weiblichkeit der Dichter, bei allem eisernen Bestreben, auf die durchdachteste Weise jede Lebensstunde philosophisch vernünftig zu regeln, nicht verläugnete.

„Diese Stunden des Caplans," erzählt er, „setzt' ich endlich auf ein Schachspiel und sie wurden verspielt, weil — nicht gespieit wurde. — Zuweilen nämlich beschloß der Caplan den geographischen Unterricht mit einem im Schach, mein liebstes Spiel noch bis jetzt. Da ich nun einmal die Stunde, ungeachtet der Kopfschmerzen, besuchte, weil mir ein Schach versprochen war, und da dasselbe

aus Vergessen nicht kam, so kam ich auch niemals mehr wieder. Ich begreife viel weniger den einen Umstand, daß mir der Vater ein solches von keinem Worte motivirte Wegbleiben stillschweigend zuließ, als den andern natürlichen, daß ich ein Narr war und den Caplan zur nämlichen Stunde floh, wo ich ihn forliebte. Zwar war ich mit Freuden zwischen ihm und dem Vater die kleine Fußbotenpost, und mit Liebeblicken und Freudenpulsen sah ich ihn fast nach jeder Kindtaufe (die Taufglocke läutete meinen Ohren deshalb eine Frohmesse ein) bei meinem Vater einspringen und — ich las oder arbeitete unweit ihres Sprechtisches — den halben oder ganzen Abend da verplaudern, aber ich hatte mir, wie gesagt, das Schachbret in den Kopf gesetzt. Und doch waren mir diese Schreibstunden nicht Arbeit- sondern Freuden- und Freistunden gewesen!" Aber es war wohl hauptsächlich das Nichthalten eines gegebenen Versprechens, so unbedeutend der Gegenstand gewesen war, was damals schon, wie später besonders, sowohl sein moralisches Gefühl, als seinen innern Stolz heftig verletzte. —

Von äußerst wichtigem Einfluß auf die Art, in welcher Jean Paul später vor dem Publicum erschien, wurde nun diese Nothwendigkeit der Selbstverbildung und Selbstvermehrung seiner Kenntnisse, auf die er in dem letzten Jahre in Schwarzenbach fast ausschließlich angewiesen war. Es blieben ihm nun nichts mehr übrig, als todte Lehrer, die Bücher, deren Benutzung zumal seinem eigenen Ermessen überlassen wurde. Dazu kam nun aber besonders, daß er nur solche Bücher benutzen konnte, wie sie der Zufall in das Marktflecken gebracht hatte. Da

sich ohnehin um die Auswahl der von ihm zu lesenden Bücher Behufs eines besondern Studienzweckes Niemand bekümmerte, der Büchervorrath selbst ferner zu gering war, als daß das Lesen gewisser Gattungen lange Zeit ihn hätte beschäftigen können; da endlich sein Wissensdurst gar keine Gattung ausschloß: so war er bereits jetzt gezwungen, Bücher des allerverschiedensten und heterogensten Inhalts zu lesen. Daher der Ursprung jener so erstaunenswerthen Vielseitigkeiten des Wissens, zu welcher zwar alle reichbegabten Geister neigen, die aber, aus nachher zu entwickelnden Gründen, bei keinem jetzt bekannten Schriftsteller so auffallend und so unaufhörlich vor Augen getreten ist. Weil nun auch der Bücher jeder einzelnen Wissenschaft so wenig vorhanden sein konnten, als daß er irgend eine erschöpfend aus ihnen hätte studiren können, so entsprang schon damals und daher jenes Aphoristische seiner Kenntnisse, das ebenfalls überhaupt Dichter besonders erben. So sehr übrigens Jean Paul später als eine der größten Entbehrungen seiner Jugend beklagt, daß er in derselben so wenig und nicht die rechten Bücher gehabt habe, so müssen wir, so sonderbar es klingen mag, wie einmal die äußeren Umstände seines Jugendlebens waren, dies eher für einen Gewinn ansehen, damit ein zum Selbstschaffen geborner und bestimmter Geist nicht von einer großen Büchermasse erdrückt werde. Denn diesem zu entgehen, dazu gehört, daß ein äußeres bewegtes Leben, welches die Phantasie nach dem lebendigen Außenhin in Thätigkeit setzt, jener todten Bücherwelt ein Gegengewicht zur Seite stelle. „Wie mancher geistiger Riese liegt schon unter Büchern begraben!“ Ferner hätte

dann vielleicht der Reichthum in Werken einer Wissenschaft, bei der Gewalt, mit welcher ihn seine Lebensarmuth an den Studirtisch aus der lebendigen Außenwelt zurückstieß, wirklich auf immer für die ausschließliche Pflege einer blos reflectirenden Wissenschaft, sei es nun Philosophie oder Theologie, gewinnen können. So aber erhielt der Mangel an vollständiger Befriedigung der Wißbegierde in irgend einem Theile derselben seiner Seele jene tiefe Sehnsucht, welche, die Mutter der Poesie, ihn immer wieder in's Weite, in die Natur, zu Menschen und in den reichen Schacht seiner eigenen Seele hintrieb. —

Doch sorgte das Geschick, welches bei aller scheinbaren Verwaisung dennoch über ihn waltete, dafür, daß er gerade so viel geistige Nahrung erhielt, als er brauchte, um nicht auf der andern Seite geradezu verschmachten zu müssen, und gab ihm bald darauf wenigstens so viel Material in die Hand, damit er die erwachte Flamme in seiner Brust bis zu einer reichern Zeit unterhalten konnte. Er lernte nämlich einen Mann kennen, der, was damals besonders dort ein halbes Wunder war, mit den größten Aufopferungen die reiche Entwickelung der damaligen Zeit in der Literatur verfolgte. Es war der damalige Pfarrer in Rehau, Vogel, der in jener Zeit weniger durch seinen persönlichen Einfluß dem an Jahren noch zu tief unter ihm stehenden Knaben Viel sein konnte; aber unendlich Viel wurde durch einen hier so seltnen Schatz, den er in seinem Hause hegte und täglich vermehrte — nämlich eine ausgewählte Büchersammlung, die gleich bedeutsam an Zahl und Werth der Werke aus mehrern wissenschaftlichen Fächern war, eine Büchersammlung, wie sie nie leichtlich bei ei-

nem Landpfarrer anzutreffen sein möchte und besonders damals in der vaterländischen Umgebung Jean Paul's kaum möglich zu sein schien. „Der Pfarrer Vogel, der, in Rehau wohnend, den Jüngling diese Sammlung theilweise schon in Schwarzenbach benutzen ließ, ward darum der größte Wohlthäter seiner Jugend und schon in der letzten Hälfte dieser seiner Lebensepoche — daß derselbe aber ihn zu dem Schatze zuließ, beweist, daß dieser ungewöhnliche Mann in dem Knaben bereits dessen glänzende geistige Zukunft geahnet habe.“ —

Aber so wie der funfzehnjährige Knabe mit neuen Ideen und Kenntnissen durch jene Bücher vertraut wurde, so fühlte er das Bedürfniß sie festzuhalten; die Bücher waren nicht sein, sie mußten zurückgegeben werden; unmöglich konnte er dem Gedächtniß Alles anvertrauen, und so entstand denn schon in dieser Zeit, bereits 1778, der Gedanke, Alles, was ihm bedeutend und des Aufbewahrens werth erschien, sich abzuschreiben, die Veranlassung zu den durch sein ganzes Leben hindurch bis in's Ungeheure aufgespeicherten Excerpten. — Vielen Antheil mochte ursprünglich an diesem Entschluß jener schon in frühester Zeit in ihm erwachte Drang, eigne Bücher sich zu machen, wobei sich gewissermaßen sein späterer Lebenslauf in kindlichem Spiel vorher verkündete, gehabt haben. Jener Schreiber, dessen wir oben gedachten, „mußte ihm mit Fractur die Titel seiner Büchlein schreiben — er that, als sei es gedruckt!“ — Wie erwähnt, schon 1778, also in seinem funfzehnten Lebensjahre, noch ehe er das Hofer Gymnasium bezog, hatte er mehre dicke, oft über dritthalbhundert Quartseiten starke,

Bände Auszüge aus größern Werken und aus Zeitschriften sich gemacht. Im Anfang lieferten zwar theologische, namentlich philosophisch-theologische Bücher die mehrsten Beiträge, aber es traten bald und bereits schon im ersten Bande naturwissenschaftliche, poetische, im zweiten Bande medicinische, juristische, geschichtliche und allgemeinwissenschaftliche Abhandlungen hinzu. Im ersten Bande sind vornämlich das Journal für Prediger von 1770, Predigten von protestantischen Gottesgelehrten, 1771, allgemeine theologische Bibliothek, 1774, Gellert's moralische Vorlesungen, 1771, allgemeine deutsche Bibliothek, 1778, benutzt; im zweiten Bande: über die Krankheiten der Gelehrten, Ackermann, Hutcheson's Untersuchungen unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend, die allgemeine deutsche Bibliothek, Sebaldus Nothanker u. s. w. Wenn wir hierbei sehen, welche Werke den Anfang seiner in dieser Weise bemerkten Bildung machten, so ist nicht minder bezeichnend die Art der Gegenstände, die er des Ausziehens für werth fand. So finden sich im ersten Bande unter Andrem folgende abgeschriebne Abhandlungen: „von der Ewigkeit der Höllenstrafen; von den Wirkungen des Teufels; was die Beredsamkeit ist; — Gesinnungen des Samoriters beim Anblick des Elenden; — Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen Offenbarung; — der schwerste und leichteste Beweis für die Wahrheit des Christenthums; — von der Kürze des jugendlichen Lebens; — Schilderung des bußfertigen Zöllners; — von Accomodationen und Allegationen; — von der Existenz des Teufels; — von den Begeisterten (Rasenden); — alle Vernunft ist ewig u. s. w. u. s. w. — Im zweiten

Bande dagegen: „von Ideen; — wie unsre Seele und unser Leib an einander gekettet sind; — die Uebung eines Sinnes macht ihn stark; — das entzückende Vergnügen des Morgens; — was Empfindung genannt wird; die Verschiedenheit der Sinne; wie die Seele denkt; — die Begriffe von körperlichen Substanzen; — was Schönheit ist; — innerliches Gefühl ist nicht unmittelbar Quelle des Schmerzes; — Wohlgefallen und Mißfallen entstehen aus der Vergesellschaftung der Begriffe; — ein inneres Gefühl setzt angeborne Ideen nicht voraus; — von Lissabons Erdbeben und Kometen; — vom Schlafen und Träumen; — von der Simplicität; vom Großen und Erhabenen; — vom Witz; — Widerlegung der Newton'schen Meinnng von der Art und Weise, wie uns dunkle Körper sichtbar werden; — Spinozistische Gottheit u. s. w. u. s. w. —

Man sieht aus diesem Verzeichniß die Mannigfaltigkeit des Inhalts dieser Excerpte in den beiden ersten und früheſten Heften, und wie die verschiedenartigsten Abhandlungen über die verschiedenartigsten Gegenstände darin ohne alle systematische Ordnung neben andere aufgezeichnet werden mußten, und wiewohl Jean Paul sehr bald, als die Masse dieser Excerpte immer höher anschwoll, durch die mannichfaltigsten Namen-, Sach- und Bücherregister sich darin genau zu orientiren suchte, so gewöhnte er sich doch dadurch von frühester Jugend auch daran, die mannichfaltigsten wissenschaftlichen Gegenstände, die heterogensten Gedanken, Bilder und Vorstellungen beständig in der auffallendsten Mischung neben einander und zusammen zu sehen. Es mußten ihn von früh auf die

in den scheinbar größten Contrasten liegenden, Aehnlichkeiten auf das Ueberraschendste berühren. Die nothwendigen Folgen dieses für des Dichters ganze geistige Entwickelung, für dessen Vorstellungsweise, für Inhalt und Form seiner Darstellungen werden wir späterhin ausführlich zu entwickeln vielfache Gelegenheit haben; um aber eine genaue Vorstellung davon zu haben, wie bruchstückartig er die allergewöhnlichsten Kenntnisse sich einsammeln mußte, hat man immer daran zurückzudenken, daß er fast alle sogenannten Realkenntnisse, wie Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Arithmetik, Astronomie, ja sogar Rechtschreibung, nur aus der allgemeinen deutschen Bibliothek kennen lernte.

Am Allerwenigsten aber dürfen wir, ehe wir den Dichter in sein erstes Stadtleben und auf das Gymnasium begleiten, der Veränderung unerwähnt lassen, die, im vollsten Contrast mit der beim Genuß des heiligen Abendmahls geschilderten, feurigen religiösen Schwärmerei, ganz entsprechend dagegen aber seinen geistigen Beschäftigungen und der in ihm jetzt vorwaltenden Verstandesthätigkeit, während des letzten Schwarzenbacher Jahres in seinen religiösen Ansichten vorgegangen war. Man ersieht aus keinem Umstande mehr, wie sehr er in dieser Zeit bereits seinem früher von ihm als so strenger und orthodoxer Gesetzprediger dargestellten Vater entfremdet worden sein muß, da er schon in Schwarzenbach auf das „Eifrigste der Heterodoxie sich zuwandte.“ — Es ist allerdings eine überall beobachtete Erfahrung, daß junge, kräftige und in die Höhe strebende Gemüther und gerade solche, welche früher mit dem größten Gefühl die ihnen

so ernst gezeigten Mysterien der Religion auffaßten, mit besonderer innerlicher Lust an denselben zu grübeln beginnen. An sich auch mußte der junge Jean Paul früh dazu verleitet verleitet werden, theils in Folge seiner damaligen Bestimmung zu einem künftigen Theologen, theils weil er seine Selbststudien vorzüglich mit theologischen Büchern zu beginnen hatte. Aber diese Richtung würde schwerlich bis zu dem Grade erfolgt sein, wenn nicht eben der von ihm so tief verehrte Vater ihn so ganz vernachlässigt gehabt hätte, und immer bleibt es bemerkenswerth, daß die warmen und feurigsten Predigten desselben in dieser Epoche spurlos an dem Jüngling vorüber gingen. —

In dieser Beziehung ist es besonders bemerkenswerth, daß die beiden Männer, die in Schwarzenbach nach dem Rector Jean Paul's Lehrer wurden, Völkel und Vogel, die bedeutendere Einwirkung auf den Jüngling gewannen. Sie Beide nur — und es beweist, daß Keiner von ihnen ein ganz gewöhnlicher Mensch war — huldigten, im Gegensatz zu dem warmfühlenden Werner, dem zu damaliger Zeit von Universitäten und größern Städten sich verbreitenden Kriege gegen die alte Dogmatik; doch in dem Fichtelgebirge war dies eine so seltene Erscheinung, daß noch viele Jahre später wir unsern Dichter seiner, übrigens durch sein ganzes Leben beibehaltenen Religionsmeinungen halber mancherlei Anfechtungen preisgegeben sehen. Den ersten Anstoß zu denselben scheint Völkel durch seine stylistischen Aufgaben gegeben zu haben, so wie denn in dieser Beziehung dieser Mann persönlich am Meisten zur Nahrung derselben beigetragen haben mag. Uebrigens aber ist noch ganz besonders her=

vorzuheben, daß Jean Paul's schon in frühester Jugend hervorbrechender Haß gegen alles Unfreie, jede geistige Fessel, gegen jede aufgedrungene Meinung, so wie jedes aufgedrungene Verhältniß, einen nicht geringen Antheil an dieser Erscheinung hatte, und es ist in dieser Beziehung kein unbedeutendes Zeugniß für den schüchternen und unbehilflichen Dorfknaben, daß er, von einem strengen Vater fast tyrannisch nach außen hin beschränkt, diesem gegenüber jene geistige Selbstständigkeit behauptete und von dem phantasiereichen Rector sogar zu den Skeptikern abfiel. —

Welche reißende Fortschritte nun Jean Paul am Schluß dieses Schwarzenbacher Aufenthaltes sowohl an Kenntnissen, als geistiger Entwickelung überhaupt gemacht hatte, besonders im Verhältniß zu dem, als was er von Jodiz dorthin ankam, davon zeugt, daß ihm in der letzten Zeit diejenigen, welche eben erst noch des Knaben Vorgesetzte und Lehrer gewesen waren, im Umgange beinahe einen Platz neben sich anwiesen. Zu folgern ist dies wenigstens aus der eigenen Andeutung Jean Paul's, „daß ihn zur Heterodoxie die jungen Männer gebracht hätten, weil die Knaben den Jünglingen nachflögen.“ — Weit bestimmter aber spricht sich darüber des Dichters ältester Freund Christian Otto aus. „Völkel und besonders Vogel bewunderten an dem Knaben,“ sagt er, „welcher den Jünglingen nachflog, aber auch die jungen Männer zu sich herabzog, nicht bloß den grenzenlosen wissenschaftlichen Eifer, sondern sie erkannten auch das außerordentliche Talent und den übermächtigen Geist, dem sie sich gewissermaßen unterordneten, indem sie dem Selbst-

lehrer des Selbstzöglings eine Art von Ebenbürtigkeit mit sich einräumten" — und: „dieses Triumvirat (Werner, Völkel und Vogel) war es, das die genialische Kraft Jean Paul's, wie in der Folge nie ein anderer seiner Lehrer, freudig entdeckte und anerkannte und ihn dadurch durch sich selber bekräftigte." — Indeß scheint uns Otto hier, wie es überhaupt nur zu häufig in den herausgegebenen Materialien aus Jean Paul's Nachlaß der Fall ist, die Zeit, auf welche jene Aeußerungen passen, verwechselt zu haben; denn es finden sich in Jean Paul's eigenen Andeutungen für sein erstes Schwarzenbacher Leben zu starke Klagen über Mangel an Männern, und die Beweise, welche Otto anführt, sind erst aus einer spätern Zeit, für welche alsdann jene Aeußerungen ihre vollkommene Richtigkeit haben. Nur so Viel ist gewiß, daß der Jüngling diesen Männern in Schwarzenbach bereits so viel persönliche Theilnahme und Achtung abzugewinnen gewußt, daß sie in freundschaftlicher Verbindung mit dem fortgehenden Jünglinge bleiben möchten, und diese wurde allerdings von Seiten Vogel's, eines fast als genial erscheinenden Mannes, noch auf andre Weise als durch seine Bibliothek, von immer steigender Wichtigkeit für den Dichter. Wir werden später ausführlicher von ihm reden und jetzt nur über diese ältern Freunde Jean Paul's noch bemerken, daß der letztere in seinen Notaten ausdrücklich auf des Rector Werner „Anlage zum Komischen" hinweist und zu gleicher Zeit betont, daß er „nie von einem Lehrer geschlagen worden sei." —

Viertes Kapitel.

Jean Paul auf dem Gymnasium der Stadt Hof.

Zu Ostern 1779 brachte des Dichters Vater denselben in die, von ihm als Kind von Joditz aus so sehnsüchtig betrachtete Stadt, die für ihn die Geburtsstadt zu vieler seiner Schöpfungen werden sollte, nach Hof, damit er das dortige Gymnasium beziehe. Der Jüngling mußte sich bei dem Rector einer Prüfung unterwerfen, und so ärmlich der von ihm genossene linguistische Unterricht gewesen war*), wollte der Rector ihn in die erste Abtheilung von **Prima** einschreiben; jedoch der Vater, die Verhältnisse in dem kleinlichen Städtchen, von dessen Philisterei der Sohn später so Viel zu leiden hatte, genau kennend, drang darauf, daß ihm nur die mittlere Abtheilung zugewiesen wurde und zwar, um ihn vor Mißgunst und Verfolgung zu schützen. Dieser Zug mag schon im Voraus andeu-

*) Des Rectors Werner Grundsatz war gewesen, aus der Grammatik nur die allernothwendigsten Sprachformen — worunter er bloß die Declinationen und Conjugationen verstand — lernen zu lassen und dann in's Lesen eines Schriftstellers überzuspringen. So im Lateinischen, wie im Griechischen und Hebräischen.

ten, welch' bitteres Schicksal den Dichter in Betreff auch seines dritten Aufenthaltorts verfolgte. Uebrigens war er durch die Schülerwürde, welche ihm ertheilt worden, berechtigt, bereits nach Verlauf von zwei Jahren die Universität zu beziehen.

Die Beschreibung, welche Christian Otto, der diese Schule zu gleicher Zeit mit Jean Paul besuchte, von derselben giebt, zeigt, daß es mit dem Unterricht für den Dichter hier fast noch schlimmer bestellt war, als in den frühern Zeiten, wie denn überhaupt die verhältnißmäßige äußere und geistige Dürftigkeit seiner Umgebung mit jedem neuen Schritt, den er vorwärts in's Leben that, sich immer mehr steigern sollte.

„Keiner der beiden Männer, welche die Primaner unterrichteten," sagt Otto, „hatte das großartige Talent, reinen wissenschaftlichen Eifer und Dankbarkeit in den Schülern zu erwecken. Ihre ärmliche Besoldung war wohl vornämlich daran Schuld. Der erste und bedeutendste war der Rector Kirsch, der andere der Conrector Rennebaum. Keiner von Beiden hatte Lehrtalent und besonders Liebe zur Jugend und unzerstörlichen und unschuldigen Verlaß auf die unvertilgbare Würde der Menschheit in derselben, obwohl Beide nicht nur vorwurffrei, sondern auch eifrig und lobenswürdig in ihren Amtsverrichtungen waren. Der Umfang der Kenntnisse, welche der Rector Kirsch — der übrigens vor allen andern Wissenschaften mit Vorliebe die orientalischen Sprachen studirte — besaß, war viel größer, als der des Conrectors. Eben weil jener über einen größern Schatz des Wissens zu gebieten hatte, konnte er auch willkürlicher damit schal-

ten und freigebiger davon mittheilen. Dies hatte Einfluß auf seinen Lehrvortrag, der nicht verzögernd oder wiederholend und gleichsam wiederkäuend war, sondern fast eilend, so wie auch die alten Autoren unter seiner Leitung meistentheils cursorisch gelesen wurden. Auch lehrte Kirsch Philosophie, was aber kein Aufregen zum Selbstdenken, sondern nur ein Antreiben zum Auffassen und Aufsagen solcher fremden — nicht in dem eigenen Geist durch Socratische Beihilfe entwickelten und wiedergebornen — Ideen war, wie sie in der Anleitung eines Eintagssystems mitgetheilt werden. Dies mochte kaum oder allenfalls für den gemeinen Haufen der Mittelmäßigen, für deren Bedürfnisse bei allem öffentlichen Schulunterricht freilich zuerst gesorgt werden muß, hinreichend sein, keineswegs aber für ausgezeichnetere Köpfe. — An Talenten, Kenntnissen und Lehrmethoden stand der zweite Lehrer, der Conrector, weit hinter dem ersten zurück. So cursorisch Kirsch meistentheils die alten Autoren vortrug, so langsam zögernd, ja langweilig that es Rennebaum, weßwegen er auch den Aufschluß über den Sinn und die Zusammenfügung der Wörter und Redensarten mehr von außen herbeiholen mußte, als aus dem Geiste des Schriftstellers abzuleiten oder mit diesem vertraut zu machen verstand. Dieser Lehrer war nun Jean Paul zu Anfang vorzüglich zugewiesen, und seine ängstlich verweilende und das Geistige so wenig geistreich darreichende Methode konnte einem Jüngling unmöglich zusagen, der schon so Manches gelesen und durchdacht, was nicht nur den Mitschülern, sondern sogar den Lehrern selbst noch ganz fremd war." — Wie wenig darum diese Lehrer ihn von seinen

in Schwarzenbach begonnenen Selbststudien abziehen und ihm Geschmack für die Alten beibringen konnten, zeigt ein mehrere Jahre späterer Brief aus Leipzig, in welchem er meldet, daß er endlich nach verschiedenen Durchgangsperioden Seneca und Cicero über Alles liebe, und daß er das dumme Vorurtheil habe fahren lassen, von welchem er durch eine sehr schlechte Information von seinen lateinischen Lehrmeistern angesteckt worden sei.

Noch mehr schildert aber der Zustand den Höfer Schule die Beschreibung, welche Otto von dem dortigen französischen Unterrichte giebt. Ihn ertheilte ein ärmlich besoldeter, ehemaliger Tapetenwirker, der das Französische unrichtig aussprach und fehlerhaft schrieb. Das einzige Buch, das er in den wenigen Stunden, die er den Primanern wöchentlich zu geben hatte, brauchte, führte er in seiner Tasche bei sich — „er war zugleich wandernder Bibliothekenbesitzer, Bibliothekar und Bücherverleiher" — wenn er aber das einzige Universalbuch auf eine große Tafel, an deren Ende er saß, aufgestellt hatte: so konnte er es nicht ohne Mühe dahin bringen, daß sich immer nur ein einzelner Primaner nach dem andern zu ihm hinsetzte, um ein Pensum zu übertragen, welches ohne alle Aufmerksamkeit und mit der Begierde geschah, von dem verlornen und Nothposten bald genug abgelöst zu werden, um sich dem großen Haufen von zwanzig oder dreißig Primanern zuzugesellen, der sich indeß, aller Zucht und Aufsicht entbunden, mit Spielen und leichtfertigen Neckereien die Zeit vertrieb.

Nach den eignen Notaten Jean Paul's war auch dieser Conrector Rennebaum, und früher schon Völkel,

daran schuld, daß der Jüngling nicht nur keinen Geschmack an der erhabensten und ergreifendsten Wissenschaft, der Geschichte, sondern sogar einen entschiedenen Widerwillen dagegen einsog. Er blieb, sagt Otto, in derselben so sehr zurück, daß, wenn er Rede und Antwort geben sollte und diese mit einer Art Unbefangenheit schweigend ertheilte, einer seiner Mitschüler neben ihm auftreten und an seiner Statt das, was er nicht angeben konnte, aufsagen mußte. Sonderbarerweise müht sich Christian Otto in dem einzigen biographischen Hefte, das er selbst über den verstorbenen Freund zusammengestellt, zu beweisen, daß Jean Paul fälschlich diesen Widerwillen dem schlechten Unterrichte zugeschrieben habe, und daß alle höheren poetischen und philosophischen Talente mit Geringschätzung auf das untergeordnete historische herabsähen. Er selbst scheint sich, weil er sich damit geistig ganz befriedigt fühlte, was er durch Rennebaum's Unterricht von der Geschichte auswendig lernte, als Beweis für seine Behauptung anführen zu wollen. Indeß möchte ihm selbst kaum auch nur ein untergeordnetes historisches, sondern nur ein mathematisches und juristisches Talent zuzusprechen sein. Allerdings ist Jean Paul's früherer Widerwille gegen die Geschichte eine ganz eigenthümliche und in ihm selbst wurzelnde Erscheinung, über welche, da sie sehr großen Einfluß auf seine Poesie hatte, so wie über seine vollkommene Unfähigkeit, geographische Vorstellungen in sich aufzunehmen, wir später uns ausführlicher aussprechen werden. Aber nach Hof brachte er nur erst Gleichgiltigkeit dafür mit, die ein irgend geistreicher oder zweckmäßiger Unterricht leicht in eine glühende Theilnahme hätte verwandeln

müssen, eine Theilnahme, welche, da sie seiner Neigung zum Philosophiren zugleich hinlängliche Nahrung gegeben und ihn von den trockenen Studien heterodoxer Religionsphilosophie abgezogen, seine Einbildkraft geweckt, mit edlen Gestalten ausgefüllt und so seiner Entwickelung frühzeitig eine durchaus verschiedene Richtung gegeben hätte. Entschiedene Liebe zur Geschichte aber, wenn sie zeitig genug Früchte tragen soll, muß schon in der frühesten Kindheit entstehen, damit der Knabe eine herzliche Theilnahme zu ihr mitbringe, wenn die Zeit der Erlernung der trockenen Daten eintritt, um da in der Ueberwindung dieser Hindernisse selbst Genuß zu finden. Nichts deutet mehr gerade die Wechselwirkung und Verwandtschaft zwischen Geschichte und Poesie an, als die Art, auf welche in dem Kinde eben jene Liebe zur ersteren sich weckt. Es geschieht eben durch poetische Werke verwandter Art, die Absicht oder Zufall dem Kinde in die Hände führt, oder, was leider bei Weitem seltener geschieht, durch die so leichte poetisch warme Darstellung der Geschichtsereignisse in den Schulen. Die Völkergeschichte und die der Geschichtsliteratur giebt dazu den Beweis und zeigt dazu den Weg. Die ersten Geschichtsschreiber waren Dichter und die ersten Dichter Geschichtsschreiber, und die Völker hatten in ihrer Kindheitszeit nur dann Sinn und Gedächtniß für die Erzählungen der Thaten ihrer Vorfahren, wenn diese in poetischem Gewande vor sie traten. Der Verfasser, den man auf dem Gymnasium, welches an dem Geschichtsunterricht nicht weniger sich versündigte, als den größten Gedächtnißhelden chronologischer Daten und trockener Namen noch lange nach seinen Abgange von dort den Schü-

lern zur Nacheiferung vorstellte, hat seine glühende Liebe zur Geschichte den Homerischen Epopöen zu danken, die in der Stolberg'schen Uebersetzung in seinem achten Jahre ihm in die Hände gegeben und von ihm fast auswendig gelernt wurden. — Mit welchem freudigen Schauer mußte er später in den geschichtlichen Vorträgen jede Erinnerung an Griechenland, ja nur jeden griechischen Namen vernehmen — und welche reichen Kindheitfreuden verdankt er seiner dadurch wach gewordenen Phantasie, welche ihm in einsamen Spielstunden die Gestalten jenes Alterthums in den mannigfaltigsten und farbenreichsten Prismas wiedergebar. Auch seine Knaben- und erste Jünglingszeit war an Begebnissen, an äußern Anregungen, selbst an Büchern arm, aber überreich an innern Bildern durch jene geschichtlichen Gestalten. — Erinnert man sich aber dagegen, daß Jean Paul bis in sein dreizehntes Jahr noch nicht das Mindeste von Geschichte erfahren, daß er unter den in Schwarzenbach gefundenen dichterischen Büchern kein irgend einen geschichtlichen Stoff behandelndes Werk anführt, und daß er die wenigen geschichtlichen Kenntnisse, welche er sich mühsam hier verschaffte, brockenweis aus jener deutschen allgemeinen Bibliothek zusammenlas, mithin kein einziges großes Völkerregister mit Ursprung, Motiven und Ausgang im Zusammenhang kennen lernte, ja nicht einmal die reine Verstandesfreude, den großen Strom der Geschichte eines Welttheils, eines Staates oder nur einer Epoche mit allen gleichzeitig in einander greifenden Nebenströmungen auch nur tabellarisch zu überblicken: so darf sich wohl Niemand darüber wundern, daß ihm die Geschichte nichts war, als er nach

Hof kam, und daß ihn die Rennebaum'schen auswendig zu lernenden Namen, Daten und Thatsachen anekelten. — Aber welche bedauernswerthe Jugend, der es, außer an Gegenwart, auch an aller Vergangenheit fehlt, die nur das nagende Drängen nach Erweiterung des geistigen Horizontes und Ausfüllung ihres Innern mit dialectischen Verstandesübungen zu ertödten und den Schmerz der Entbehrung mit der dunkeln Aussicht in eine unbestimmte Zukunft, zu deren Vorstellung ihr ohnehin gar kein Maßstab gegeben ist, zu trösten suchen muß! —

Wir gehen noch einmal zu dem Augenblick von Jean Paul's Eintritt in die Höfer Schule wieder zurück. Es darf uns nicht weniger als gleichgültig sein, wie der bisher so einsam und verlassen von fast allen Altersgenossen dagestandene Jüngling in diesem so sehr erweiterten Lebenskreise erschien, und wie ihn diese neue Welt empfing. —

Sein Jugendfreund schildert ihn, wie er in einer dem Stoff und der Form nach dorfmäßigen, ganz neuen und doch vernachlässigten Kleidung, mit treuherzig unbefangenem Anstand, gleichsam alte Bekanntschaft voraussetzend, den Primanern entgegengetreten sei. Die große und unerhöree Bevorrechtung aber, die, dem Ausgang der obengedachten Prüfung zufolge, ihm dadurch geworden wäre, daß der Rector ihm nicht nur die mittlere Abtheilung, sondern in derselben auch einen höheren, als den untersten Platz angewiesen habe, hätte bewirkt, daß man ihn nicht nur zurückgestoßen, sondern zugleich auf das Feindseligste behandelt habe. Sein Entgegenkommen sei für zudringlich gehalten, sein in sich gekehrter, auf die äußere Erscheinung unaufmerksamer Sinn Gegenstand des

Spottes geworden, sein begeisterter Blick sei ihnen spielend erschienen, und die Primaner seien sogleich, nach dem Ausdruck, den der Dichter selbst in seinen Notaten sich aufgezeichnet, und womit er auf die bereits erwähnte so tapfer zurückgeschlagene Belagerung seiner Geburtsstadt Wunsiedel angespielt, „seine Hussiten" geworden. Die beiden Vorfälle, zu welchen jene Mißverhältnisse gleich anfangs Anlaß gaben, sind für Jean Paul's Charakter sehr bezeichnend; darum dürfen sie, trotz ihrer Geringfügigkeit, in einer biographischen Darstellung von ihm nicht übergangen werden, auch wenn der Dichter die Erinnerung daran auch nicht so äußerst lebendig aufbewahrt hätte.

Er selbst bezeichnet den ersten derselben unter der Rubrik: „Excurrenzstreitigkeit." In jeder Woche, so erzählt Otto, mußten der Reihe nach zwei der untern Primaner die dienstthuenden Brüder machen oder die Excurrentes, die Stunden ausrufen und das Brod herbeiholen, welches in einer der Pausen zwischen den Stunden und dem Lehrerwechsel genossen wurde. Da man den neuen Ankömmling durchaus nur als untern Primaner anerkennen wollte, versuchte man den so unbehilflich scheinenden Dorfjüngling zu jenem Botendienst und daher zur eigenen Anerkennung der vermeintlich unverdienten Standeserhöhung zu zwingen und erwartete nichts weniger, als einen Widerstand zu finden. Aber derselbe Jüngling, der nicht nur mit so reicher Liebe alle seine Mitgenossen an's Herz gedrückt hätte, sondern der auch so plötzlich aus einem stillen Dorf unter eine tobende und muthwillige Masse ihm, wie er bereits aus einen andern Vorfall erfahren,

feindselig gesinnter und mit allen Mitteln langer Erfahrung, wie sie Stadtleben und Zusammensein mit Altersgenossen geben, ausgerüsteter Wesen versetzt worden war — dieser Jüngling widerstand kräftig dieser und ähnlicher Verfolgungen, ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen. Er widerstand dabei auf eine Weise, wie er sie durch sein ganzes Leben gegen alle Zumuthungen und Anfechtungen sich zur Regel sein ließ, fest und unerschütterlich, aber ohne durch den Widerstand weder dem Gegner zu schaden oder ihn ferner aufzureizen; das heißt in diesem Falle: ohne Klage bei dem Lehrer und ohne ein Wort des Streits. Nur als jeder Mitschüler ihm den Kreuzer reichen wollte, für den seine namentlich bestimmten Victualien eingekauft werden sollten, ließ er bloß die Arme niedersinken, daher auch eben die Hand herabhangen, welche ausgestreckt sein sollte, um die dargereichten Pfandschillinge in Empfang zu nehmen. Es mußte daher, wenn die Primaner diesmal nicht hungern wollten, der eigentliche dienende Bruder sein Amt versehen, und Jean Paul hatte für immer gesiegt wie der feste Wille eines Einzelnen immer über den schwankenden einer vielköpfigen Menge. —

Bei dem andern Vorfall, der diesem vorherging, war der Jüngling weniger glücklich gewesen, weil man da seinen Willen nicht zu überwinden, sondern nur sein Vertrauen zu täuschen gehabt hatte. Einer der ihm früher bereits bekannt gewesenen Mitschüler hatte ihm eingeredet, es sei Sitte für jeden neuen Zögling, jenem französischen Lehrer in der ersten Stunde die Hand zu küssen. An diese Art von Begrüßung nach alter Sitte in seiner Fa-

milie gewöhnt, trat Jean Paul arglos in die erste Stunde, diese Pflicht zu erfüllen. Als er schüchtern und verlegen sich dem Sprachlehrer nährte, dessen sträubende Hand ergriff und sie ehrerbietig küßte, glaubte der Sprachmeister sich verhöhnt und überhäufte dem Jüngling mit solcher Zornwuth, daß dieser gemißhandelt zu werden befürchten mußte. Laut brach aber der höhnende Jubel der Mitschüler aus, als der Sprachmeister die Stunde aufhob und fluchend und tobend die Stube verließ. Nicht bloß die Kränkung über das getäuschte Vertrauen, nicht bloß der Unwille, zu einer Beleidigung eines Vorgesetzten veranlaßt worden, sondern besonders der tiefe Schmerz, in den Augen seiner Mitschüler einer kriechenden Demüthigung fähig gewesen zu sein, brannte in dem wahrhaft republikanischstolzen Herzen des Dichters so tief und so lange nach, daß sein Freund, dem er bis an seinen Tod am liebsten und öftersten von seinen Jugenderinnerungen sprach, zu der Bemerkung sich veranlaßt fühlt: „Aus Jean Paul's Sarge heraus hätten Verhältnisse die Nemesis nicht vergeblich aufgerufen zur Vollstreckung einer zu lange verzögerten Bestrafung jenes treulosen Mitschülers, von welchem sich der Dichter nach jenem Ereigniß sein ganzes Leben hindurch entfernt gehalten habe." Diese Verdammung und diese Erbitterung, die im Grunde zu einem muthwilligen Jugendstreiche in gar keinem Verhältnisse stehen, können nur durch den tiefen Eindruck veranlaßt worden sein, mit welchem der Dichter von dem Vorfall zu dem Freunde stets gesprochen haben mag. Wenn sie so auf der einen Seite von dem tiefen Menschenstolze Jean Paul's zeugen, so liefern sie zugleich noch einen

Beweis dafür, wie hoch ihm seine Jugendzeit stand, da er einen Schänder derselben mit solchem ungeschwächten Widerwillen bis an seinen Tod mied und haßte. —

Wenige Wochen aber hatte der Dichter die Schule in Hof besucht, als seine Familie ein Schlag traf, der das Schicksal aller übrigen männlichen Kinder derselben bestimmte und auf das Jean Paul's namentlich eine kaum zu berechnende Wirkung übte. Es starb nämlich plötzlich am 15. April 1779 in Schwarzenbach sein Vater, und fast gleich mit dessen Tode begann jener zehnjährige trojanische Krieg, den der älteste Sohn namentlich mit der drückenden Armuth führte, mit einer der der Atriden nicht ungleichen Ausdauer, wiewohl die Armuth mit jedem Jahre stieg. Wohl würden die Kämpfe um das gelobte Land der Poesie, wenn der Vater leben geblieben wäre, nicht gering mit demselben gewesen sein; in ihnen hätte genugsam der ernste und feste Wille des Dichters Trübungen der härtesten Art bestehen können. Indeß würde schwerlich bei der im Grunde dichterischen Seele des Vaters der Kampf so lange gedauert haben, als der war, den der Sohn einer verarmten Wittwe in dem entlegenen Hof gegen die dringendsten Entbehrungen des Menschenlebens führen mußte. Freilich, wenn gewiß für die Kunst ein Gewinn durch die Gewährung reicherer Mittel zur künstlerischen Ausbildung des Sohnes, wäre das längere Leben des Vaters doch vielleicht eine Quelle der trübsten Erinnerungen, wenn nicht von Vorwürfen geworden, wenn Jean Paul durch die feste und beharrliche Ausführung seines Vorsatzes, der Theologie zu entsagen und den schönen Wissenschaften als amtloser Mann

sich zu widmen, dem Vater Schmerzen und Betrübniß erregt gehabt hätte. Daß er, trotz seiner früheren Verehrung, dessen Geboten den Gehorsam in dieser Beziehung zu verweigern gehabt hätte, läßt sich sicher aus seiner Charakterfestigkeit, auch wohl schon aus jener erwähnten, schon in Schwarzenbach eingetretenen Entfremdung zwischen Vater und Sohn folgern. Uebrigens finden wir gar keine Andeutungen, weder von ihm selbst, noch von seinem Freunde Otto, welche beweisen, dieser Todesfall habe ihn besonders tief ergriffen und geschmerzt — während der so viel später erfolgte Tod seiner Mutter ihm immer und immer die Seele durchschnitt. — Vielleicht hatte er nicht ganz des Gefühls der Freilassung sich erwehren können, vielleicht schwieg er auch darum darüber weil er zu wahr gewesen sein würde, um es zu verbergen, und zu kindlich fromm, es zu offenbaren. — Man wird bei diesem Todesfall besonders versucht an eine Vorsehung zu denken, die ihn mit allen künstlerischen Mängeln und Unvollkommenheiten zu dem hat erziehen wollen, was er wurde, da er ohne sie ein ganz anderer, nicht „der Dichter der Armen"*) hätte werden können. —

Die ökonomischen Verhältnisse der Familie und die Gründe der so schnellen nach des Vaters Tode eingetretenen Verarmung werden durch Otto folgender Weise geschildert. „Der Vater hinterließ außer Paul noch vier Söhne und Schulden, die allmälig von den nicht unbeträchtlichen Pfarreinkünften Schwarzenbachs, die er jedoch nur drei Jahre und drei Monate bezogen, hatten

*) Siehe Börne's Denkrede.

getilgt werden sollen. Zugleich mit Jean Paul's Eintritt in das Höfer Gymnasium war auch dessen Aufnahme in das großväterliche Haus verbunden gewesen, indem ihm ein kleines Zimmer eingeräumt und er auch in Stoffe aus der großväterlichen Niederlage ganz neu eingekleidet worden war. Er selbst gedenkt der großmütterlichen Spenden, die aus Hof früher nach Jodiz überbracht worden waren durch die Botenfrau, auf deren Ankunft die Knaben schon lange lauerten, und um die sich, wenn sie endlich da war, erwartend und gespannt die ganze freudige Familie in der Gesindestube versammelt hatte. Von der Unterstützung der Großältern war die Mutter nach des Vaters Tode ganz abhängig geworden. Aber auch sie starben bald hinter einander und eben wegen jener seit Jahren fortdauernden Unterstützung weniger wohlhabend, als sie früher gewesen waren, und als sie noch immer der öffentliche Ruf ausgab. — Was Jean Paul nach funfzig Jahren mit Dankbarkeit der ganzen Welt anvertraute und von Geschenken der freigebigen Großmutter, die in Scheinkäufe verhüllt waren, oder von Scheinbezahlungen erzählte, wogegen die täglichen Bedürfnisse aus der Stadt herbeigeholt wurden, das war der zurückgesetzten Tochter einer einzigen, schon früher verstorbenen Schwester von Paul's Mutter und besonders deren Vater kein Geheimniß geblieben. Neid und Haß, die im Stillen furchtbar zugenommen und lange auf Befriedigung gelauert hatten, fanden nun diese nach dem Tode der Eltern und dazu neuen erbitternden Anlaß in dem großväterlichen Testamente, durch welches der Lieblingstochter ein Haus im Voraus vermacht war. Es

entstand daher ein Proceß, der mit großer Feindseligkeit geführt wurde, während dessen das ererbte Vermögen nicht in ruhigen Besitz genommen werden konnte, die dazu gehörigen Grundstücke zu lange verwahrlost und zu spät und dann nur unter ihrem Werth veräußert werden mußten. Unterdessen war man genöthigt, das nach der öffentlichen Meinung große, in der That aber geringe Stammvermögen anzugreifen, obwohl es hätte unangreiflich sein und bleiben sollen, um von dessen Ertrag die Bedürfnisse der Familie so viel möglich zu bestreiten und einer so schnellen Verarmung vorzubeugen." — Die späteren unglücklichen Folgen dieser Mißverhältnisse, die jetzt erst im Entstehen waren und erst in der folgenden wichtigsten von Jean Paul's Bildungsepochen zum Ausbruch kamen, sollen zu ihrer Zeit weiter nachgetragen werden.

Für den Augenblick, wie überhaupt während der ganzen Schülerzeit des Dichters, scheinen diese plötzlichen trüben Veränderungen in der ökonomischen Lage seiner Familie ihn gar nicht berührt zu haben, oder doch von ihm nicht geachtet, oder vielleicht gar nicht bemerkt worden zu sein, so tief war er, durch den dürftigen Unterricht auf der Höfer Schule wiederum bloß auf sich selbst angewiesen, in die Fortsetzung und Erweiterung seiner in Schwarzenbach begonnenen Selbststudien versunken, und besonders war es hier nun die Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau, welche ihm den Stoff und die Anregung dazu lieferte. Für das erste Jahr seines Höfer Aufenthaltes scheint er theils wirklich nur, mit Unterlassung eigner Arbeiten, hauptsächlich an der Vermehrung seiner Excerpte gearbeitet, theils für diese fast wiederum

nur theologische Bücher benutzt zu haben, da er damals noch die Theologie als die von seinen Vater ihm vorgeschriebene Bestimmung festhielt. Seine Fortschritte hierin, so wie die wachsende Selbstständigkeit seines Geistes, endlich seinen schon damals vorhandenen Muth in der Wissenschaft und in der Vertheidigung derselben wie jeder Geistesfreiheit schildert wiederum ein und diesmal erfreuliches Schulereigniß, das in dem so ereignißarmen Leben des Dichters um so mehr ein Epoche machendes blieb, als es der erste, aber auch einzige öffentliche Triumph war, den er davontrug.

„Der brave Conrector," so erzählt Otto, „war auf den wohlgemeinten, aber etwas zu sehr gewagten Einfall gerathen, Disputirübungen anzustellen, wobei ihm natürlich die Oberstelle eines immerwährenden und immer siegreichen Präses vorbehalten blieb, die Rollen der Respondenten und Opponenten aber unter die Primaner vertheilt wurden. Zum Unglück wählte der Präses bei einer solchen Disputation eine Thesis aus der unwandelbaren und unfehlbaren Dogmatik, unter der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß der ganze Act nicht bloß zum Ruhm des Respondenten und Präses, sondern auch zur neuen Begründung und Feststellung des kirchlichen Dogmas gereichen, und daß dieses daher nur so weit und so ernstlich bestritten werden dürfe, als es das ehrwürdige Ansehen desselben und des Präses gestatte. Paul war bei dieser hochwichtigen Schulstaatsaction Opponent und glaubte, daß man bei Disputirübungen (wie bei aller Forschung nach Wahrheit) unbekümmert um den Ausgang sein, kein Resultat voraussetzen, sondern unparteiisch

eines, welches es auch sei, herausfinden müsse und daher so lange fort opponiren dürfe, als man Gründe dazu aufbringen könne. Bei dieser Disputation konnte er zumal die Schätze seines heterodoxen Wissens, welche er eingethan und aus der Vogel'schen Bibliothek entnommen hatte, zur Schau stellen, was er denn auch mit einem Eifer that, der sogar den zur Thesis erwählten symbolischen Kirchenartikel in Gefahr zu bringen drohte. Dies konnte wohl nicht aus Mangel an Unumstößlichkeit des letzteren geschehen, sondern bloß deswegen, weil Präses und Respondent auf nichts weniger, als auf so großen Widerspruch gefaßt und mit dem Waffenvorrath der heterodoxen Rüstkammer nicht halb so bekannt waren als der Opponent. Nachdem nun von diesen der Respondent lange schon zum gänzlichen Schweigen gebracht und der Präses zum alleinigen orthodoxen Wortführer geworden, aber auch — da ihn die Fassung gänzlich verlassen hatte — dem Verstummen nahe war: so blieb ihm nichts übrig, als dem Opponenten Stillschweigen zu gebieten und, ohne die zur Form der Disputation nöthigen und gebührlichen Lobpreisungen seiner und des Respondenten siegreicher Vertheidigung der Wahrheit abzuwarten, den Katheder und den Saal der Prima plötzlich und unwillig zu verlassen." —

„Diese große Schulbegebenheit," fügt Otto hinzu, „hatte für Paul einen entgegengesetzten doppelten Erfolg. Das unbedachtsam herausfordernde zürnende Gebot des Stillschweigens, womit der Präses das gelehrte Turnier aus einem zum Scherz in eines zum Ernst verwandelt hatte, galt in den Augen der Primaner für einen Sieg, der nicht bloß von

und für den Opponenten, sondern für sie selbst errungen war. Was war natürlicher, als daß man von nun an dem Vorfechter, der solchen Sieg errungen, größern Antheil als zuvor nehmen, daß man ihn unwillkürlich mehr achten, daher auch ihn mit Neckereien zu verfolgen ablassen mußte?" —

Die bei Weitem wichtigere Folge aber für Jean Paul's späteres Leben war, daß diese Disputirangelegenheit der öffentlichen Meinung in Hof äußerst anstößig wurde, und daß man hier die heterodoxen Aeußerungen des Jünglings auf das Erbittertste verdammte. „Der Freimüthige," sagt Otto, „der sich nicht ganz orthodox anstellte, hieß ein Atheist und war gehässiger Geringschätzung, ja sogar Verfolgungen ausgesetzt. Dieses Schicksal hatte Paul gerade in der unglücklichen Periode seines Lebens, aber er nicht allein, sondern auch die, welche mit ihm vertraut, und je mehr sie dies, auch desto mehr dem Verdachte des Atheismus ausgesetzt waren."

So wie wir den Jüngling aber bis jetzt kennen gelernt haben, muß uns nicht bloß der bei dieser Gelegenheit bewiesene öffentliche Sprechmuth, sondern auch die dabei entwickelte Sprachgewandtheit in Verwunderung setzen. Aber einmal war es das in ihm mit ganzer Seele bereits eingewurzelte Leben in der Wissenschaft, das ihn in Augenblicken der Begeisterung so sehr über sich selbst empor hob und ihn mit Gewalt so fortriß, daß die hemmende Außenwelt für ihn gar nicht da war; dann aber erwähnt auch Otto bei dieser Gelegenheit schon jener Eigenthümlichkeit des Dichters, die sich später immer mehr und selbst dann noch geltend machte, als er in größeren

Werken alle seine Gedanken und Gefühle bereits auf dem Papier ausströmen konnte, nämlich des Dranges, sich mündlich über Alles, was ihn bewegte und beschäftigte, auszusprechen. Auch dies unterschied ihn wesentlich von andern großen Geistern und namentlich auch von Göthe, der bekanntlich jede heftige Bewegung nach seinem eigenen Ausdruck in irgend einem Gedicht oder einer größern Schöpfung loszuwerden suchte, die Sache hierauf als abgethan betrachtete und weder sich noch Andere weiter damit behelligte. Dagegen hatte der edle Herder ganz das gleiche Bedürfniß, und die Ursachen waren bei beiden Männern, die überhaupt außerordentlich viel Aehnliches mit einander hatten, fast dieselben: erstens das aus dem Herzen entspringende Bedürfniß geselliger Humanität, und zweitens, weil Beiden, wiewohl in verschiedenem Verhältniß, es schwierig wurde, für ihre Empfindungen und Gedanken augenblicklich eine Form zu finden; Herder endlich, weil er überhaupt vorzüglich Philosoph war und so Vieles wegen seiner amtlichen Stellung nicht veröffentlichen durfte, Jean Paul aber, weil er in der Jugend theils nur philosophirte, theils so lange Zeit seinen so früh erwachten heißen Drang nach öffentlicher Mittheilung auf gar keine andere Weise befriedigen konnte und sich daher früh schon gewöhnte, den Hörer für einen Leser anzusehen, weil er eben aus Mangel an Lesern sich mit Hörern begnügen mußte. Dies blieb ihm selbst, als schon nicht mehr bloß sein Verstand, sondern besonders seine Phantasie in ihm thätig geworden war, und wir werden später sehen, wie er eben so bei Weitem eher für Hörer als für Leser auch dichtete. — Da ihm

aber hiebei es hauptsächlich um das Schaffen zu thun war, so machte er unter den Hörern wenig Unterschied oder vielmehr wenig Ansprüche an sie, woher zugleich es kam, daß mancher seiner ihm zuhörenden Freunde, unter denen auch am Ende in seiner Umgebung wenig Auswahl zu treffen war, ziemlich unbedeutende Menschen sich befanden, die ihn wenig, falsch oder gar nicht verstehen konnten und nicht wenig von jenen abenteuerlichen Mährchen in die Welt trugen, die man sich selbst jetzt noch hie und da von ihm erzählt. „Mir ist," sagt er hierüber in einer seiner hinterlassenen Notizen, „mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme — was davon verloren geht, vergessen oder mißverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden." —

So viel weniger aber in dieser dritten Lebensstation Jean Paul's von glücklichen äußern Anregungen die Rede ist, als in den beiden frühern, so gab sie ihm doch, wenn auch für die freudige Spielzeit der Jugend zu spät, zwei Freunde, den einen, Johann Bernhard Herrmann, den andern, Adam Lorenz von Oerthel; der Erstere wurde jedoch erst in der letzteren Zeit mit ihm vertraut. — Für Hof wichtig wurde ihm besonders Adam von Oerthel, von dessen Wesen uns leider Jean Paul zu wenig Andeutungen hinterlassen hat, die Otto, der ihn doch ebenfalls gekannt hatte, durch keine auch nur einigermaßen anschauliche Schilderungen, wie denn fast überall, zu ersetzen gewußt hat. Aus den wenigen Zügen indeß, welche wir über denselben haben, geht hervor, daß er Jean Paul's Herzen mehr als seinem Geiste und seiner

wissenschaftlichen Entwickelung gewesen sei. Adam Lorenz von Oerthel war, nach Otto, der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich in der Gegend von Hof mehrere Rittergüter und zu deren standesmäßigem Besitz Titel und Adel erworben hatte. Eines dieser Güter, Töpen, hatte er sich zu seinem Wohnsitze erwählt, seinem ältesten Sohn aber in Hof, wo er das Gymnasium besuchte, ein Gartenhaus zur Wohnung eingeräumt. Dieses lag unmittelbar an einem Arm der damals noch mit Bäumen begrenzten Saale und zeichnete sich in der ärmlichen Gegend durch die Garten-, Fluß- und Bergumgebung und durch den erweiterten Blick aus, der jenseit des Saalarmes auf die Vorstadtinsel, auf baumreiche Gärten und auf einen ausgedehnten Wiesengrund fiel, der einen Teich umgab, dessen erhöhte Ufer mit einer Fülle von Bäumen bewachsen war. „Anmuthig, ja entzückend," fährt Otto fort, „mußte dieser Aufenthalt für befreundete Jünglinge zu allen Tageszeiten, besonders aber des Abends und bei Mondenschein sein, wenn sie sich vertraulich mit einander unterhielten oder mit Clavierspiel und Singen vergnügten oder auch der Musik zuhörten, die aus der Nachbarschaft zu ihnen hertönte. Den höchsten Reiz mußte neben der Poesie der Jugend, die Alles verschönert und verklärt, der Einfluß des Zeitalters gewähren, in welchem wertherisirt, siegwartisirt und nach dem täglichen, schmerzlichsüßen Genuß einer für verdienstlich und heilig gehaltenen Sentimentalität getrachtet wurde. Hätte Paul seine Selbstbiographie bis zur Schilderung seines zweijährigen Schullebens in Hof fortgesetzt: so würde er gewiß als Glanzpuncte desselben die Abendgesellschaften und überhaupt die

Besuche bei seinem Oerthel herausgehoben, er würde vielleicht den Garten und das Gartenhaus und den langen vom Eintritt in jenen bis zu diesem führenden Bogengang und den an beiden Ufern mit Bäumen überhangenen Fluß und den ganzen anmuthigen Umkreis geschildert haben, in Erinnerung und zur Feier der Freundschaft, welche dort mit Oerthel gestiftet wurde." —

Dieser Beschreibung fügt Otto die Bemerkung hinzu, daß Oerthel von jener erwähnten Sentimentalitätsperiode „zu sehr" ergriffen worden sei, daß aber unser Dichter nur wenig und nur kurze Zeit und vielleicht am meisten aus theilnehmender Freundlichkeit gegen jenen davon berührt worden wäre. Diese Bemerkung denn ist es, welche uns über das Wesen Oerthel's, so wie über das geistige Verhältniß, in welchem Jean Paul zu ihm stand, einigen Aufschluß giebt. Es ist sehr bemerkenswerth, daß dieser erste und damals einzige Freund an einem so phantasiereichen und herzwarmen Jüngling nicht mehr Ansteckungskraft ausübte. Auch findet man in allen Schriften Jean Paul's, außer einer ausdrücklichen Danksagung für einen geleisteten Freundschaftsdienst, welche Oerthel's Herz auf das Höchste ehrt, keine Spur eines Einflusses von diesem doch so geliebten ersten Freunde, noch daß ihm dessen Gestalt irgendwo als ein Original zu einem seiner Charaktere vorgeschwebt habe.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem zweiten Freunde, von dessen geistigem Sein und merkwürdigem moralischen Wesen wir noch vielfältig zu sprechen werden Gelegenheit haben. Dieser scheint geistig eben sowohl das vollkommene Gegenbild von Oerthel gewesen zu sein,

wie seine äußerlichen Verhältnisse entgegengesetzt und denen Jean Paul's ähnlicher waren. — Hier nur vorläufig, was Otto von den letztern erzählt. — „Er war der Sohn eines armen Zeugmachers, dem der verspätete Besuch des Gymnasiums ungern verstattet wurde, und der daher, als wäre und bliebe er ein Handwerkslehrling, täglich eine vorgeschriebene Menge schafwollnen Garnes abspulen und außerdem seine jüngeren Geschwister warten und pflegen mußte, bevor er daran denken konnte, sich für die Lehrstunden vorzubereiten oder die aufgegebenen Ausarbeitungen zu machen oder selbst Unterricht zu ertheilen, um sich die zum Studiren unentbehrlichsten Hilfsmittel zu verschaffen." Wie sehr mußte Jean Paul an einen Jüngling sich anzuschließen sehnen, der eine so glühende Liebe zu den Wissenschaften, so viel unter den herabziehendsten und geisttödtendsten niedrigen Beschäftigungen sich aufrechthaltende Seelenstärke, darum eine ursprünglich so hohe Natur offenbarte. Jedenfalls war er schon darum für Jean Paul in dieser Epoche ein mehr entsprechender Genosse, indem derselbe, wie Otto sich ausdrückt, durch mehr philosophisch-mathematische Genialität sich auszeichnete, daher in Jean Paul's damaligen Hang zum Philosophiren besonders eingehen mußte. — Jener aber konnte den Freund besonders darum über sich erblicken, da er weder an so früher Selbstbildung hatte arbeiten, noch eine so große Belesenheit sich verschaffen können. Bei Herrmann's später zu schildernder, so äußerst charakteristischer Individualität ist es äußerst zu bedauern, daß wir von dem Dichter selbst keine ausführliche Schilderung ihres damaligen freundschaftlichen Verhältnisses erhielten.

und wir die Natur desselben überhaupt nur aus der späteren dichterischen Schilderung eines nach den ihrigen entnommenen ähnlichen folgern können. Ueberhaupt läßt uns wiederum Otto, der entweder die ungemeine Bedeutung dieses Menschen für Jean Paul in dessen Menschenwüste übersah, oder aus einer später zu erwähnenden, zu einer furchtbaren Höhe im Laufe der Zeit gestiegenen Eifersucht dieselbe darzustellen nicht über sich vermocht hatte, sogar darüber in Ungewißheit, ob die Freundschaft mit Herrmann erst später, oder ob sie bereits auf dem Gymnasinm in Hof jene innige geworden war. Da jedoch Otto derselben während dieser Epoche gedenkt, während er sich selbst noch ganz im Hintergrunde läßt — und vielleicht blieb er auch dem Kleeblatt, aus dem der Tod sehr bald jene beiden Blätter ausriß, so fremd, daß er Herrmann nie anders als durch die Erinnerung Jean Paul's kennen lernte — so dürfen wir mit Gewißheit den Anfang jenes innigen Verhältnisses bereits in jener Höfer Schulzeit voraussetzen.

Der Einfluß, den ein Wesen wie Herrmann auf ihn üben konnte, läßt sich übrigens sehr deutlich bereits erkennen; er war sowohl ein moralischer, als ein geistiger. Ein solches Beispiel von aufopfernder Hingebung für die Wissenschaft konnte seinen eigenen, in ihm selbst früher entstandenen Entschluß, sein Leben ausschließlich derselben zu widmen und ganz das zu werden, wozu ihn ein dunkler und ihm jetzt selbst noch unbewußter Trieb hinstieß, bis zur Unerschütterlichkeit befestigen. Die geistige Einwirkung deuteten wir oben bereits an und gedenken ihrer sogleich noch ausführlicher.

Was nun die Art der Fortsetzung seiner Selbsterziehung in diesen beiden Höfer Schuljahren von Ostern 1779 bis dahin 1781 betrifft, so fehlen uns leider bis vor Ende dieser Epoche alle Andeutungen über die Bücher, welche er aus Vogel's Bibliothek für seine Excerpten benutzt hat. Nach Otto's leider gegebenem Beispiel haben diejenigen, welche diesen äußerst wichtigen Theil seines Nachlasses in die Hände bekamen und aus demselben die Materialien zu einer kritischen Biographie zum Druck beförderten, die verschiedenen Bildungsepochen des Dichters ganz aus den Augen gesetzt. Indeß bleiben uns, ungefähr die geistige Richtung, durch die er in dieser Zeit gegangen, zu verfolgen, Spuren anderer Art.

Jenen dunklen Trieb zu geistigem Erzeugen, der sich, ist anders ein solches Gleichniß erlaubt, in den dazu berufenen Naturen von Zeit zu Zeit eben so früh anmeldet und vorher verkündet, wie bei Knaben der gewöhnliche Geschlechtstrieb, brach bei Jean Paul plötzlich ein halbes Jahr nach dem Eintritt in das Gymnasium hervor. Er schrieb nämlich für sich zwei Aufsätze im September 1779, den einen mit der Ueberschrift: „Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist," den zweiten unter der: „Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen." — Leider werden uns von dem letztern Aufsatze weder Veranlassung noch Inhalt genau angegeben, und wir wissen daher nicht mit Bestimmtheit, ob derselbe auch religiös-dogmatische, oder rein speculative, oder gar schon empirische Sätze behandelt habe. Das Erste, namentlich in Verbindung mit der in jene Zeit fallenden Disputation, scheint das Wahrscheinliche. Der Stoff aber,

aus welchem der Jüngling dergleichen Aufsätze zu zeugen hatte, scheint mit diesen beiden ersten aufgebraucht gewesen zu sein; denn wir finden in denselben eine ganze einjährige Pause bis zum November 1780, und daß davon nichts verloren gegangen sei, beweist, daß sie mit dem Nachfolgenden in ein Heft geschrieben sind. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in jene Epoche die Zeit jener ausschließlichen Freundschaft mit Oerthel und dasjenige setzen, was Otto jene vorübergegangene Berührung von der durch die damalige Bekanntschaft mit den wenige Jahre zuvor erschienenen Werther's Leiden hervorgerufenen Sentimentalitätsepoche nennt. Aeußerst dankbar müssen wir indeß Otto dafür sein, daß er uns das Fragment eines solchen sentimentalen Briefes an Oerthel aufbehalten hat. Wir theilen es auch hier wörtlich mit.

„Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir, der wenig Freud' hat — denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so sieh' zu Nachts zu deinen Gängen in den Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Auge entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei Beiden auch bald vollendet — bald's ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast, und nun kann ich nicht mehr schreiben — Fließet, Thränen." — —

„Doch noch 'was. — Lauter Sterbegedanken umgeben

mich jetzt — vielleicht dich auch — und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst, ruhiger Mond, senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, unter Mondsblinkern all' die harmlosen, nachbarlichen Hügel — bei'n Gräbern wandelnd — zu späh'n! Schauerlich, wenn's so todtenleise um dich her ist und's dich ergreift das große, allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummerndern Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt." — „Lies in Yorik's Reisen im 1. Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war." — —

„Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls." — —

Man sieht aus diesem merkwürdigen Documente, wie Jean Paul, der später den Muth hatte und sich einen Stolz daraus machte, die weichsten, weinendsten und schwärmerischesten Empfindungen gleichsam nackt, ohne die künstlerische Hülle des Reims und des Versmaßes, ja selbst ohne sie hinter einem andern Charakter zu verbergen, der Welt zu zeigen, sich vor sich selbst schämt, jene nur auf dem Papier dem Freunde laut werden zu lassen; man sieht, wie ihm dieses ganze Wesen selbst widerstand, und auch haben Gedanken wie Form etwas, was den Leser ebenfalls anwidert. Er mag selbst vor diesem Spiegel und davor, wie sich diese Empfindungen ausgenommen haben, zurückgeschrocken sein, und dies hat vielleicht dazu beigetragen, ihm über diese zu frühe Empfindungsepoche hinwegzuhelfen, welcher er kein künstlerisches Gewand anzulegen vermochte, und von deren Beschreibung und Darstellung dieser Umstand ihn daher zurück-

hielt, während Göthe dagegen Gestalten und Geschichten genug erlebte, um von diesen seine Empfindungen aussprechen zu lassen. Seine Gefühlswärme, wenn damals erwacht und genährt, wäre wohl auch zu stark hervorgebrochen, als daß er nicht sich in ihr verzehrt und in ihr verschwemmt und verweichlicht worden wäre. Aber in seinen kleinlichen Umgebungen durch keinen erhebenden und anfeuernden Gegenstand erhoben, konnte sie gegen sein starkes Rüstzeug philosophischer und positiver Kenntnisse nicht aufkommen, und die Quelle jener Empfindungen, die sich in gar keine Form ergießen konnte, trat daher sehr bald, sobald sich eine Veranlassung fand, seiner Brust bis auf spätere Zeiten, und darum ihre Frische und ihre Springfluth nur so lauterer und in unverbrauchter Fülle bewahrend, in die Stille seiner Brust wieder zurück.

Diese Veranlassung hat nun wohl wenigstens zum Theil schon damals der klare und kräftige Herrmann gegeben. Denn Jean Paul scheint nicht bloß jene sentimentalen Bücher bei Seite geworfen und sich wieder positivere gewählt, sondern auch zu neuer kräftigerer und nun nicht wieder unterbrochener selbstschöpferischer Verstandesthätigkeit erstarkt zu sein. Was uns nämlich bestimmt, dem Einfluß der von Otto selbst als später bezeichneten Freundschaft mit Herrmann diesen Umstand zuzuschreiben, ist der Inhalt einer ganzen Reihe von Aufsätzen, die im September 1780 begannen, und die von seinen bisherigen ganz und gar abweichen. Otto sagt, daß Herrmann von seinem Genius den Naturwissenschaften entgegengeführt worden sei, daß er in gleicher Jugend wie Jean Paul Schriftsteller geworden wäre. Da

er nun seine beiden Schriften: über die Mehrzahl der Elemente und die: über Licht, Feuer und Wärme, in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre herausgegeben haben muß, so folgt wohl daraus, daß er bereits in Hof, so weit es ihm die mangelhaften Büchersammlungen, zu denen er Zutritt haben konnte, erlaubten, sich mit jenen Gegenständen schon beschäftigt haben müsse. Nun lauten die Ueberschriften der von Jean Paul in den Monaten September, October und November jenes Jahres niedergeschriebenen Abhandlungen: „Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich — Ist die Welt ein perpetuum Mobile? — Was Allgemeines über's Physiognomiren — Unsere Begriffe von Geistern, die anders sind als wir — Wie sich der Mensch, das Thier, die Pflanze und die noch geringeren Wesen vervollkommenen" — u. s. w., schlagen daher meist alle in dieses Fach. —

Wir sagten, diese neu erwachte schöpferische Selbstthätigkeit sei nicht mehr unterbrochen worden; und allerdings beginnt schon mit dem September 1780 jene unaufhörliche schriftstellerische Thätigkeit, die Jean Paul mit gleicher Unermüdlichkeit fünf und vierzig Jahre lang bis an seinen Tod fortsetzte, und von der fast kein Blättchen verloren gegangen ist. Gleichwie er als Kind spielend sich Bücher gemacht, so nähte er sich jetzt ein Buch zusammen, das er „Uebungen in Denken" überschrieb, und wohinein er jene beiden früher erwähnten Abhandlungen trug, hierauf aber in den angegebenen Monaten die übrigen unter den obigen Titeln. Die Leichtigkeit, womit er dieselben so schnell hinter einander verfaßte, scheint ihm damals zuerst den bestimmten und klaren Entschluß,

ein Schriftsteller zu werden, eingegeben zu haben. Denn unter dem Datum vom 29. November 1780 fügte er dem Titelblatt eine Anzeige hinzu, in welcher er zwar meldet, daß diese Versuche bloß für ihn seien und nicht gemacht, Andern etwas Neues zu lehren, aber daß sie ihn üben sollten, „um's einmal zu können." Zugleich nahm er sich vor, jeden Monat sechs Bogen dieser Art zu schreiben, ein Entschluß jedoch, den er nicht ausführte; denn er schrieb nur im December desselben Jahres noch drei Abhandlungen: „Ueber die Religionen in der Welt — Jeder Mensch ist sich selbst Maßstab, wornach er Alles abmißt — endlich: Ueber Narren und Weise." Hiermit hören die vollständigen Abhandlungen auf, und, was sehr charakteristisch erscheint, die Denkübungen verwandeln sich aus ganzen Aufsätzen in aphoristische und unausgeführte Bemerkungen, wie deren 17 bereits das erste Heft schlossen und 22 den Winter bis zum Frühjahr 1781 ausfüllen. Von den Abhandlungen sind uns keine zu Gesicht gekommen, von den einzelnen Bemerkungen jedoch mehrere von Otto mit abgedruckt worden.

Es ist bemerkenswerth, daß man in denselben nichts besonderes im Ausdruck findet, dagegen eine große Kürze, Klarheit, Bestimmtheit, selbst Leichtigkeit des Styls, und etwa ein Jahr vor der Abfassung des ersten, fast nur aus Gleichnissen bestehenden Buches auf etwa dreißig eng gedruckten Octavseiten im Text ein einziges, welches die Einbildungskraft mit einem Töpfer vergleicht, der wohl dem Thon allerlei Gestalten gebe, aber ihn nicht hervorbringe. Ja wir finden seltsam genug über die Gleichnisse folgende Bemerkung: „Der Kopf, der viel

Gleichnisse anbrächte, geschmückt schriebe, scheine ihm wenig tief eindringen zu könnten — wenigstens könnten ihm die Gleichnisse und andere Figuren nicht einfallen, wenn er eben scharf nachdächte, sondern nur alsdann, wenn es schon geschehen sei. Wer nachdächte, der stelle sich die Sache, über die er nachdächte, ganz allein vor — alle seine Seelenblicke wären darauf geheftet. Hier fänden keine andern Ideenverbindungen statt, als solche, die unmittelbar das Ding beträfen. Hingegen wenn er seine Arbeit wieder übersähe, dann könnte er leicht Mehreres hinzudenken und Figuren anbringen; aber es sei die Frage, ob dies nützlich sei bei schweren Materien." — — Eben so bezeichnend ist die Bemerkung über das Verhältniß des Gedächtnisses zur Phantasie, aus welcher obiges Bild entnommen ist. „Es sei schwer," sagt er, „Gedächtniß und Phantasie von einander zu unterscheiden. Die Grenzlinien, wo das eine anfinge und das andere aufhörte, seien zu fein gezeichnet. So Viel sei gewiß, Gedächtniß sei nie ohne Einbildungskraft; er könne sich keiner Sache erinnern, ohne zugleich das Bild derselben wenigstens dunkel in seiner Seele zu haben, und dies sei doch wohl Wirkung der Einbildungskraft. Auch sei Einbildungskraft nie ohne Gedächtniß; denn von allen möglichen Bildern, die jene zusammensetze, sei der Stoff aus der Natur genommen, den das Gedächtniß an die Hand gebe. Es sei möglich, daß das Ganze desselben nie in der Natur existirt habe, aber seine Theile seien doch da gewesen. Einbildungskraft thäte weiter nichts als zusammensetzen, nicht aber schaffen; Einbildungskraft also würde nichts sein, wenn Gedächtniß nicht wäre. Ueber-

haupt schiene es ihm, daß alles Gedächtniß bloß Einbildungskraft sei — und daß diese es bloß wäre, welche jenes gebe. Die Erinnerung sei nichts als die Bemerkung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der gegenwärtigen Sache mit dem Bild in der Seele, und was sei die sogenannte memoria localis Anders als die Vergegenwärtigung da gewesener Bilder? Wenn das vermeinte Gedächtniß wirken solle, so müßten zwei Bilder von der Sache vorhanden sein, die man mit einander vergliche, und aus deren Aehnlichkeit mit einander man schlösse, daß eines schon da gewesen sei; also sei bei jedem Actus des Gedächtnisses ein Urtheil. Die Einbildungskraft habe nur allemal ein Bild vor sich. Ihre Absicht sei nicht, zu bemerken, daß es schon da war, sie nehme gar keine Rücksicht auf die Zeit. — Der Einwurf, daß Jemand viel Einbildungskraft, aber kein Gedächtniß habe, sei keiner gegen ihn; man könne eben dasselbe Vermögen der Seele bei dem einen Object üben und bei'm andern ungebraucht lassen. So sei es bei'm Poeten. Eine Kraft äußere sich nicht bei allen Gegenständen gleich stark; sie wirke hier stark, dort schwach, es seien aber nicht zwei Kräfte." —

Ehe wir uns über dieses sonderbare Raisonnement, besonders in Bezug auf des Dichters Wesen, aussprechen, müssen wir, um den Cyklus von Vorstellungen, mit denen Jean Paul sich damals selbst täuschte, zu vollenden, noch die Bemerkung anführen, in welcher er sich über das Verhältniß eben dieses Gedächtnisses zum speculativen Scharfsinn vernehmen läßt: „Es sei falsch, wenn man glaube, ein Philosoph brauche kein starkes Gedächtniß zu haben. Wer selbst schon gedacht und bemerkt habe, wie schwer es

sei, die feinen Gedanken sich nicht entwischen zu lassen, würde sich wundern, wie dem Philosophen Gedanken nicht entgingen, die man schon Mühe habe zu fassen, die so fein seien, daß sie ein scharfsinniges Auge kaum bemerke; der Philosoph habe eben so gut Gedächtniß wie der Geschichtsschreiber. Beide machten nur nicht gleiche Anwendung davon. Das Gedächtniß der Philosophen nehme nur solche Dinge auf, welche Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckten, kurz, die den Verstand interessirten. Dinge, die wenig zu denken geben, z. B. — Zeitrechnungen, dies Alles merke es nicht; es habe wichtigere Sachen zu behalten. Es gebe aber verschiedenen Geschmack und eben deshalb verschiedenes Gedächtniß. Jeder spräche dem Gedächtniß ab, der nicht das behielte, was er selbst behalte; aber er solle doch bedenken, daß, wenn der Andere nicht gerade das merke, er doch etwas merke. Die Gedächtnisse seien überhaupt weniger im Grade, als vielmehr in der Art verschieden. Der habe also das größte Gedächtniß, der gegen Alles am reizbarsten sei — und der das geringste, der überall unempfindlich wäre. Daher komme das starke Gedächtniß der Jünglinge und das schwache der Greise." — Erinnert man sich, daß er oben Gedächtniß mit Phantasie für gleichbedeutend erklärte, hauptsächlich weil er eine Abtheilung derselben, das lebendige Reproductionsvermögen vergangener Erlebnisse und geschauter Bilder, mit dem erstern verwechselte und sich auch durch den Umstand täuschen ließ, daß dieses Vermögen allerdings das Gedächtniß unterstütze — weshalb sehr oft der Fall eintritt, daß manche Naturen nur für dasjenige Gedächtniß haben, was sich auf diese

Weise lebendig reproduciren läßt — — fügen wir hinzu, daß Jean Paul durchaus zu diesen Naturen gehört — sehen wir nun endlich, daß er dem Philosophen ebenfalls ein starkes Gedächtniß, das heißt also, nach seiner Erklärung, eine starke Einbildungskraft, zuschrieb — so liegt uns sehr klar vor, wie es mit seiner Selbsttäuschung in Bezug auf seinen vermeintlichen Beruf zur speculativen Philosophie beschaffen war. Er war, wie schon erwähnt, in jener ganzen Epoche fast ausschließlich mit seinen intellectuellen Geisteskräften und mit dem Verstande thätig; mit so vielen als jeder höhern geistigen Natur inwohnen — auch denen, in welchen die höhern synthetischen Kräfte der Phantasie über die analytischen des Verstandes endlich Herrschaft gewinnen. Gerade jener Drang zum Componiren oder Zusammensetzen, den er selbst als eine der Eigenthümlichkeiten der Phantasie angiebt, trieb ihn zur Abfassung jener Abhandlungen, deren Inhalt nur darum philosophisch wurde, weil ihm die Beschränktheit seiner Umgebung und der beschränkte Kreis der öffentlichen und Selbstunterrichtsgegenstände keinen andern Stoff zuführte. Daß ihn eigene Neigung und Beruf daran nicht fesselte, bewies, wie er diesen Stoff sogleich freudig gegen jenen obigen naturwissenschaftlichen fallen ließ, den ihm der Zufall zugeführt hatte, und daß er diese ganze Thätigkeit nach jenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen nur noch einigemal an jenen philosophischen Gegenständen übte; denn dann schrieb er nur noch einige abgerissene Bemerkungen nieder, die ihn in allmäligen Uebergängen zu den eigentlicheren Thätigkeitsäußerungen der Einbildungskraft überleiteten. Wir gedachten schon einmal, daß

diese Täuschung über seinen Beruf zur Philosophie noch mehrmals in seinem Leben auftauchte und mancherlei Einfluß auf seine Urtheile, so wie auf manches seiner Werke hatte. So sagte er in einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi, bei ihm sei, wie bei den Deutschen, Philosophie eher gewesen als Dichtkunst. Man begreift nicht leicht diesen literarisch-historischen Irrthum und hätte ihn wohl fragen können, wo denn die deutschen Philosophen vor den Dichtern des Nibelungenliedes, vor den Minnesängern u. s. w. gewesen seien. Vielleicht dachte er nur dabei bis an die Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg zurück, der allerdings das geistige Mark des Volkes so ertödtet hatte, das erst Philosophen und Theologen die Arena des erschlafften Volkes wieder betraten, da dieselben sogar unter der Frostdecke des Krieges, auf der das warme Herzblut des Volkes gerann, hatten fortvegetiren können. Der Irrthum in Bezug auf ihn selbst hatte aber hauptsächlich wohl darin seinen Grund, daß die Bedingungen seines äußeren Lebens ihn zwangen, die verschiedenartigen Kräfte seiner Phantasie erst in der genauesten Stufenfolge ihrer verschiedenen Grade nach und nach und zwar in langen Zwischenräumen erst in Thätigkeit zu setzen, und daß er dennoch nie dazu gelangte, mit der höchsten Kraft, welche abgerundete Welten mit allen Gestalten auf einmal in's Dasein ruft, zu schaffen, und gewissermaßen gezwungen war, nach einem Versuche der Art, trotz dem, daß dessen Mißlingen ihm selbst unbekannt blieb, wieder um eine Stufe, die seine eigentliche Sphäre blieb, in der er aber das Allergrößte erreichte, herabzusteigen. Weil aber in keinem Menschen diese stufenweise

Erwachung der Geisteskräfte sich in dem Grade nachweisen läßt, darum ist eben seine Biographie so äußerst lehrreich für Psychologie wie für Erkenntniß des Verhältnisses jener Geisteskräfte. —

Viele von jenen Bemerkungen aus den Uebungsheften ausführlich wieder zu geben, wäre so ermüdend als nutzlos. Bemerkenswerth ist, daß wir keinen rein speculativen Satz darin finden, dagegen aber mehrere sich mit den geistigen Verhältnissen großer Schriftsteller zu der Welt und der Ursache der Wirkung ihrer Darstellungen beschäftigen. Ja es finden sich bereits phsychologische und solche Bemerkungen, die auf die Beobachtung des Benehmens der Menschen um ihn her deuten, und alle diese letztern zeichnen sich eben so durch frappante und sogar für ihn prophetische Wahrheit aus, wie die philosophischen schwankend, unbestimmt und sich widersprechend waren. Nur einiges Wenige davon im Auszuge!

„Unsere Schwachheiten entdecken wir demjenigen nicht, von dem wir glauben, er selbst habe keine; daher hat das Genie die größte Freundschaft gegen diejenigen, die in Ansehung der Verstandeskräfte weit unter ihm stehen.“—

„Sogar das Genie wird schlecht über sich selbst schreiben; denn es ist sich selbst ein Räthsel, das es nicht entziffern kann; es wandelt in Nacht und geht dunkle Gänge; es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit.“ —

„Laß dem Unwissenden einen Irrthum, von dem er sich zu überzeugen vermag, und dringe ihm keine Wahrheit auf, deren Beweis er nicht einsieht. Schenke ihm einen leichten Irrthum und quäle ihn nicht mit schweren Wahrheiten. Ermesse die Güte seiner geglaubten Sätze

nicht nach den Beweisen derselben, sondern nach ihren guten und bösen Folgen. Der Unweise liebt Wahrheit, weil sie ihm gefällt und ihm nützt; nimmst du ihm das Letzte weg, so hat er gar nichts." —

„Schriften, wo der Verfasser gedacht, gefallen uns; aber diejenigen gefallen uns noch mehr, wo er uns nur denken läßt. Darum liest man so gerne witzige Sachen; darum giebt es so Wenige, die abstracte Schriften mit Vergnügen lesen." —

„Es gefällt Jedem, wenn ein Schriftsteller demüthig ist, wenn ein Genie sagt, daß es keines sei; sonst wird unsere Eigenliebe zu sehr beleidigt. Wenn Jemand von sich sagt, daß er groß sei, so ist es eben so Viel, als wenn er sagte, daß wir klein sind." —

„Der Verfasser der Lebensläufe sagt, er wolle aus der Art, Geschenke zu geben, den Charakter eines Menschen auf ein Haar treffen. Ich setze hinzu: man kann einen Menschen noch besser aus der Art kennen lernen, wie er Geschenke annimmt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch ohne Larve ist. Wir haben Mühe, da unsre Bösartigkeit zu verbergen, wo uns der Andere geschwind mit seiner Güte überrascht — die Sonne beleuchtet die Werke der Finsterniß, ehe der Mantel der Verstellung darüber geworfen ist. Weil dem Menschen die Verstellung nicht natürlich ist, so vergißt er sie oft in der Geschwindigkeit oder vereitelt wenigstens den Nutzen seiner Verstellung durch den Zwang, mit welchem er sie annimmt. — Er gleicht (und diese beiden Gleichnisse stehen, dem obigen Satze von denselben gemäß, nachträglich in einer Note) den Personen, die ihre nachlässige Hausklei-

dung, in der wir sie antrafen, dadurch zu entschuldigen glauben, daß sie uns um die Erlaubniß bitten, sich anders ankleiden zu dürfen — oder einer nicht stattlich angekleideten Schönen, die zu ihrem Liebhaber durch ihre verlegenen Blicke sagen will: Verzeihe, meine Schönheit liegt nur auf der Toilette — habe Geduld, ich will sie holen. — — „Daher," fährt er fort, „lernen wir den Bösen durch die unerwarteten Wohlthaten kennen, die wir ihm erweisen. Allein eben so überraschen diese Wohlthaten den Tugendhaften; sie stellen uns die unbedeckten Reize seines Herzens dar und zeigen die Ausbrüche seiner Aufrichtigkeit und seines Gefühls ohne das Gewand des Wohlstandes und der Zurückhaltung. So wie die Morgenröthe die schlummernde Schöne noch in ihren natürlichen und ungeschminkten Reizen erblickt, so sehen wir die Gestalt der unverhüllten Tugend" u. s. w. —

Aber in ganz und gar keinem Verhältniß an Umfang und Bedeutung standen die Denkübungen und selbstschöpferischen Arbeiten dieser Epoche zu jener zuerst angefangenen Einsammlungsthätigkeit von Kenntnissen, die ihm für die Zukunft so große Ausbeute an Stoff und Material für die ersteren liefern sollte. Die im vorigen Capitel beschriebene Excerptensammlung, die er unter dem Titel: „Verschiedenes aus den neuesten Schriften" mit großem Eifer und Fleiß fortsetzte, war bis zu Ostern 1781 bereits bis auf zwölf Quartbände angewachsen, und sie enthielt, gleichwie die Denkübungshefte, sowohl größere, ausführliche und mit Sorgfalt abgeschriebene Abhandlungen oder Beschreibungen oder Darstellungen, als auch kürzere Notizen, Sentenzen und Bilder aus den heterogensten

und mannigfaltigsten Werken und Schriftstellern. Hiebei ist zu berücksichtigen daß diese Auszüge neben den mannigfaltigsten Schularbeiten angefertigt wurden. Der Jüngling fühlte zu sehr, daß ihm kein andrer Weg übrig blieb, sich Stoff und die nöthige Kenntniß der Welt und Menschen in allen Beziehungen zu verschaffen, als der, wenn auch so sehr mühsame, dunkle und oft irreführende, — der durch Bücher! —

Was für Bücher er aber in dieser Zeit besonders gelesen und excerpirt, davon haben wir, da wir die Excerpte aus jener Zeit nicht zu sehen bekamen und diesen Umstand die Materialienherausgeber nicht für wichtig hielten, nur eine in einem gelegentlich mitgetheilten Briefe an Pfarrer Vogel befindliche Notiz aus dem letzten Monate seines Schülerlebens. Er bittet dort um den dritten Theil von Semmler's Untersuchungen über den Canon, um Göthe's Schriften, den zweiten Theil von Lavater's Tagebuch, Helvetius sur l'éducation de l'homme, die fünfte Abtheilung des Anhangs zu den 36 Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek und um die von Vogel ihm aus ängstlicher Sorgfalt vorenthaltenen Lessing'schen Fragmente. —

Leider haben wir auch darüber gar keine bestimmte Auskunft, ob ihn irgend eines der benutzten und bekannt gewordenen Bücher damals besonders ergriffen habe. Es scheint fast nicht! Ja wir müssen annehmen, daß von der ganzen großen Bewegung, die durch Klopstock, die Schweizer, Wieland und durch das erste Auftreten Göthe's in der Nation hervorgerufen worden war, nur zu wenige und zu vereinzelte Wellen bis zu ihm verschlagen worden

seien, um ihn sehr zu berühren. Für Lessing und dessen Wirken, besonders in der ihm ganz fremden Kunstkritik zumal an den von ihm ungekannten bildenden Künsten geübt — trotz dem, daß dieser so unendlich Viel zur Bildung des Geschmacks beitrug — hatte er fast nie viel Sinn. „Ich setzte," so lautet eine der merkwürdigsten Notaten für seine Selbstbiographie, „ich setzte eigentlich alle Aufklärung in die siebenziger Jahre; unter 1769 mochte ich nichts, und noch heute hängt mir dies bei Lessing an." Wie bald er sich über den Eindruck von Werther's Leiden hinweghob, haben wir schon erwähnt, und um die Merkwürdigkeit, die in dieser schwachen Anregung durch dies Gedicht liegt, und wie sehr dieselbe die geistige Abgeschiedenheit seiner Lage beweist, ganz zu begreifen, muß man sich von älteren Leuten den Taumel erzählen lassen, in den das Erscheinen dieses Buchs auf mehrere Jahre die ganze jugendliche Welt gestürzt hatte. „Ich war," so erzählt der ehrwürdige Rehberg, der doch ein Cabinetsminister wurde, in dem Nachtrage, welchen Tieck seiner musterhaften Einleitung zu Lenz's Schriften zufügte, „ich war siebenzehn Jahre alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über das Schicksal und die Liebe des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könnte, als dieser da. — Tausende sind innerlich zerrissen und auf lange Zeit, Manche wohl auf immer an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf" u. s. w. Dies Buch war nun zwar schon 4 Jahre vor seiner ersten Ankunft in Hof er-

schienen; indeß hatte der Anstoß, den es gegeben, wohl eine noch längere fast ungeschwächte Wirkung und mußte noch lange in jedem Jüngling, der es zuerst in die Hand nahm, eine gleiche hervorrufen. Außer den mit Nachdruck erwähnten und allen jenen Aufregungen ungünstigen Stimmungen seiner Seele, außer seinem überwiegenden nicht zu befriedigenden Durst nach Einsammlung positiver Kenntnisse,*) vielleicht auch dem ihn zurückschreckenden Anblick des ihm weich und schwach erscheinenden Oerthel'schen gänzlichen Unterliegens unter diesen Eindrücken, wirkten auch noch andere Umstände darauf ein. So war eines der, wie man sieht, noch in Hof auf das fleißigste benutzten Bücher die Nikolai'sche allgemeine deutsche Bibliothek, die nach dem einstimmigsten Urtheil Aller „ohne Kenntniß des Wesens der Poesie, ohne Einsicht in den Charakter der Dichtungsarten überall sich nur an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten gehalten und kaum eine Ahnung davon gehabt habe, daß man ein solches Maß im Ganzen nach seinem Bau und Wesen in sich zu ergründen habe." Wenn auf einen siebzehnjährigen Jüngling diese Sammlung, an die ihn ohnehin Dankbarkeit wegen der zuerst aus ihr geschöpften Kenntnisse knüpfte, nicht hätte einen sehr großen Einfluß haben sollen, so wäre das ein Wunder gewesen. Erinnert man sich, daß Nicolai, der Herausgeber, eben besonders gegen den Werther ein „gutgemeintes, nüchternes und geschmackloses

*) Er selbst sagt in seinen Andeutungen: „Daß ich in Hof keine Liebe suchte, obwohl den Werther las, kommt von Beschäftigung."

Nachspiel schrieb, um der sich verbreitenden Ansteckung einen Widerstand entgegenzustellen," so kann man wohl denken, wie die Bibliothek vom Werther und Göthe im Allgemeinen gesprochen haben mag! — Dazu kam, daß auch Lessing in der Sammlung seiner Briefe ein sehr kräftiges Wort gegen den Werther hinwarf und sich mit demselben sehr unzufrieden erklärte, und die allgemeine Verehrung des Ansehens dieses Mannes als Kritiker mußte Jean Paul wohl beachten. Zwar behielt Letzterer auch hier seine Selbstständigkeit, wie eine Erwähnung Göthe's und namentlich des Werther in jenen Denkübungen beweist; aber die Kälte, mit der es geschieht, ist dabei sehr auffallend. In einer Bemerkung nämlich, daß die Worte nie ganz das ausdrückten, was man fühle, daß aber auf der andern Seite oft ein Paar Worte genügten, um eine gleichgestimmte Seele in einen Zustand zu versetzen, den keine Worte malen könnten, fügt er hinzu, daß, je besser der Umriß sei, den man von seiner affectvollen Seele mache, es dem Leser desto leichter werde, das Gemälde zu vollenden; daß Göthe ein solcher Zeichner sei, der jede Seite des empfindenden Herzens träfe, und daß darum ganz Deutschland mit ihm geweint habe. — Welcher siebenzehnjährige Dichterjüngling möchte außer ihm über Werther's Leiden, vier Jahre nach deren Hervortreten, so raisonnirt haben? Diese geringe Berührung durch den Werther in dieser Jünglingszeit wirkte auch später auf sein Verhältniß zur Göthe'schen Poesie mit ein; denn die so große Verehrung der Zeitgenossen dieses Dichters wurde meist von der Erinnerung an diese ersten heftigen, durch ihn veranlaßten Jugendeindrücke bestimmt.

Nur eine Saite der geistigen Bewegung der Zeit berührte ihn; es ist eben die theologisch-heterodoxe, von der wir so oft gesprochen haben. Davon waren hauptsächlich seine älteren Freunde in Schwarzenbach und Rehau als junge Theologen, Ursache und auch der Umstand, daß er zur Theologie sich bestimmt sah. Die Berührung mit diesen Freunden war um so häufiger geworden, nicht bloß wegen der Benutzung der Vogel'schen Bibliothek, sondern weil Jean Paul's Mutter während der ganzen Dauer der Gymnasiumszeit in Schwarzenbach wohnen geblieben war. — Um zu vergegenwärtigen, wie stark übrigens auch diese Richtung des Zeitalters grade in dieser Epoche sich ausgesprochen und wie sie in alle Kreise sich erstreckt habe, dürfen wir nur daran erinnern, daß Friedrich des Großen Schriften, daß die französischen Encyklopädisten in jenem Zeitalter Joseph's des Zweiten eben ihre Herrschaft begonnen hatten, daß Wieland, gerade von den Aelteren am meisten verehrt, seinen frühern Pietismus aufgebend, sich ganz auf die entgegengesetzte Seite vor Kurzem gewendet und seinen Krieg gegen die Bonzen und seine Verherrlichung der griechischen Welt unternommen hatte. Wie Viel übrigens von dem Letzteren Jean Paul in Hof kennen lernte, davon giebt uns keine Andeutung Kunde. Indeß wissen wir, daß er niemals große Vorliebe für Wieland hegte, und damals konnte er noch weniger Sinn für ihn haben, weil er ihm keine Ausbeute gab. Der Geist endlich, der später am entschiedensten auf ihn einwirkte, Herder, war wohl ebenfalls in Hof ihm fremd geblieben, da jener damals, besonders mit Literaturkritik und Kunsttheorie in seinen „Fragmenten über

die neuere deutsche Literatur," seinen kritischen Wäldern" und „fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst" beschäftigt, in der Bibliothek des Theologen um so weniger noch Platz gefunden haben mochte, als sein Ruf mit diesen Werken schwerlich bis in's Fichtelgebirge gedrungen war. — Diese philosophische Heterodoxie nun einigte sich in der Seele eines, wenn auch noch so begabten, Jünglings wohl sehr schwer mit Empfänglichkeit für poetische Eindrücke und für phantastische Schöpfungen. Erst viel später konnte er so viel Kraft in sich fühlen, diese rationalistischen, skeptischen und kritischen Religionsmeinungen, die er nie aufgab, mit den Thätigkeiten der glühendsten und schwärmerischesten Einbildungskraft zu vereinen. Dieses Studium der heterodoxen Theologie, die er irrthümlich mit der eigentlichen Philosophie verwechselte, blieb nun vorzüglich noch lange eine Art Bollwerk in seiner Seele, das den Triumpheinzug der Dichtkunst wehrte und nur langsam erst dem Witz Platz machte, der ebenfalls jene noch geraume Zeit hindurch wie ein beizendes Auflösungsmittel zersetzte. Die dogmatische und religiöse Skepsis mußte jede andre erzeugen. —

Ein Schriftsteller jedoch scheint ihn bereits in dieser Zeit wenigstens sehr angesprochen zu haben und auch nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf ihn geblieben zu sein, wahrscheinlich weil derselbe sein vorzüglichstes Werk unter ähnlichen Verhältnissen, Stimmungen und geistigen Richtungen bearbeitet hatte. Die ungemeine Fülle von psychologischen, Erfahrungs-, und praktisch-philosophischen Bemerkungen, Beobachtungen und Sentenzen gab nicht nur seinen Excerptenbüchern die allerreichste Ausbeute, son-

dern befriedigte auch die drängende Begier, sich selbst gerade Schätze der Art anzueignen und an solchem Muster gewissermaßen Unterricht in der Selbstauffindung derselben zu nehmen. Die geringere und weniger feurige Phantasie ferner, welche in diesen Schriften vorwaltete, die Skepsis des Witzes, die mitten in jenen Beobachtungen, als in ernstlichen Umgebungen, nicht bloßes Spiel schien, sondern nach ernsten und wichtigen Resultaten des Lebens suchend — jener weniger wilde und romantische als sanftleuchtende und mildwärmende Humor — Alles dies stimmte auf das überraschendste zu den Bedürfnissen, dem Streben und dem damaligen Seelenzustande des Jünglings. — Man erräth sehr leicht, daß von Hippel und besonders von dessen Lebensläufen in aufsteigender Linie die Rede ist, und wir führten bereits ein Beispiel aus einer der Bemerkungen Jean Paul's aus dessen Denkübungen an, in welcher er eine psychologische Beobachtung Hippel's weiter ausführt. Es ist nicht nur die überraschendste und geistreichste, sondern auch diejenige seiner Bemerkungen, in welcher, so abweichend von allen andern, drei Gleichnisse vorkommen, die ihm ohnehin nicht die Wissenschaft, sondern die ihm das Leben selbst dargeboten. Man begreift nun leicht, warum Hippel Jean Paul's Vorgänger hat genannt werden können; die Fülle jener Bemerkungen und Sentenzen, die, statt durch die gestaltende Dichtkunst in Handlung oder als gesprochenes Wort aus dem Munde übereinstimmender Charaktere, bloß als unverarbeitetes Material auf den Bühnen seiner Dichtwerke umherliegt, behielt Jean Paul, so weit er auch Hippel's Witz, Satyre und poetischen Ernst hinter sich zurückließ, bis in seinem

letzten Werke in gleicher Fülle wie Hippel bei, und wenn man von dem Letzteren weniger Ausbeute an abgerissenen Auszügen erhält, so liegt es nicht an dem verhältnißmäßig größeren Productionsreichthume Jean Paul's in dieser Beziehung, als an der so unverhältnißmäßig kleinern Anzahl von Werken und der so sehr viel kürzern Schriftstellerthätigkeit Hippel's. Wie sehr übrigens dem Jüngling damals der Geist und die Art und Weise dieses Schriftstellers auffielen, zeigt sich aus demselben oben erwähnten Briefe an Vogel; trotz des so sehr verschiedenen Stoffes erkennt er sogleich in dem bekannten Buch über die Ehe den Verfasser der Lebensläufe wieder — und beklagt, daß es so sehr bald ein Ende gehabt habe.

So war Jean Paul Friedrich Richter nach zurückgelegtem siebzehnten Jahre, als der Augenblick herannahte, wo er seine einsame väterliche Wohngegend zum erstenmale verlassen und die Universität beziehen sollte. — In seinem moralischen Sein war in den zwei Höfer Jahren eine eben so große Veränderung vorgegangen, als er, trotz alles mangelhaften Unterrichts, in seiner geistigen Bildung wiederum Riesenfortschritte gemacht hatte. Ihm war aus jenem frühern dunklen Gefühl, welches ihn vorwärts stieß, die Selbstzuversicht geworden, daß er gewiß Vielen voraneilen werde. Diese Zuversicht, welche sich bereits in jenen angeführten Bemerkungen aussprach, muß er aber schon in dem ganzen letzten Jahre in Hof gehabt haben; denn nur sie konnte dem Jünglinge, dessen

so viel älteren Freunden und ehemaligen Lehrern gegenüber, eine solche Haltung geben, daß er ganz gleich neben ihnen stand, wie es nun jetzt wirklich der Fall war. Denn außer Zweifel setzen dies die Briefe, welche jene ganz kurze Zeit nachher an den jungen Studenten schrieben. Glaubte doch der Jüngling sogar dem alten Rector Werner rathen zu dürfen, er möchte das an ihn gerichtete Schreiben herumzeigen, zum Beweise, daß auch er „Neudeutsch" schreiben könnte. —

Aber wenn er diese Zuversicht auch nicht aus sich selbst geschöpft gehabt hätte, so würde sie ihm doch im letzten Monate vor seiner Abreise von einem Manne gegeben worden sein, den er als den geistreichsten und gebildetsten aus seinen Umgebungen damals um so mehr achten und verehren mußte, als er noch viele Jahre später ihm einen der ersten Plätze unter seinen mit ihm geistig verkehrenden Freunden einräumte und sogar dessen schriftstellerischen Arbeiten die seinigen zugesellte. Der Jüngling hatte dem Pfarrer Vogel in Rehau erst im April 1781 jene oft erwähnten Denkübungen zum Durchlesen zugeschickt und erhielt darauf einen Abschiedsbrief, der die Ueberschrift führte: „Vortrefflicher junger deutscher Mann — Mann, von dem ich auf die Zukunft Vieles der Welt verspreche" — und der mit den Worten endigte: „Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf!" —

Das wie und was er Bedeutendes werden würde, war aber dem Jünglinge selbst wohl noch am wenigsten klar. Er wußte nur, daß er so Viel als es anging, ja,

wo möglich, Alles lernen wolle; er fühlte, daß auf sein ganzes Leben hin die Gedanken, das Streben und die Wünsche jeder Stunde in der geliebten Wissenschaft, worunter er nie eine einzelne, sondern alles menschliche Wissen begriff, wurzeln, und, das hoffte er bestimmt, daß er, den Wünschen der Kindheit und des Knabenalters gemäß, durch manche Autorschaft werde genügen und die Welt durch Verbreitung neuer Wahrheiten werde erleuchten und erwärmen helfen können. Außerdem schien es ihm gewiß, daß er dem liebevollen Drang seines Herzens durch die Freundschaft und Verehrung recht großer Männer, die er nun recht in der Nähe würde hören und kennen lernen, und worunter er damals lauter große Lehrer und Autoren begriff, volle Nahrung verschaffen würde. Im Stillen freilich regte sich die Phantasie in innerster Seele und versprach sich blühende Gegenden und die sonderbarsten und lieblichsten Abenteuer! — Die Freunde freilich und auch wohl Vogel meinten mit ihren Prophezeihungen wohl nur, daß aus ihm ein großes Kirchenlicht aufsteigen werde, und in sofern der Jüngling jetzt noch die Schulstadt mit dem festen Vorsatz, das Studium der Theologie fortzusetzen, verließ, hatte er weiter nichts darwider. —

Zur Universität wurde, statt der der Fürstenthümer Anspach und Baireuth, der von Erlangen, die von Leipzig gewählt. Der ursprüngliche Grund dieser Wahl war ein äußerlicher, nämlich die gestiegene Verarmung der Familie. Leipzig, damals in der höchsten Handelsblüthe, galt überhaupt zu jener Zeit in ganz Deutschland für den Ort, wo man am leichtesten und schnellsten sein

Fortkommen finde, ganz besonders auch in Bezug auf junge Gelehrte und namentlich Theologen, hauptsächlich seit der Zeit, wo Gellert von dort aus beinahe den halben Welttheil mit Hauslehrern und Informatoren hatte versehen müssen. — Vorzüglich war ihm diese Stadt in einem glänzenden Lichte der Art von dem Rector Werner, einem gebornen Sachsen aus der Gegend von Merseburg dargestellt worden. Dieser hatte fest versichert, daß der Jüngling dort gar keine Unterstützung vom Hause brauchen werde, als ein gewöhnliches Armuthszeugniß. Der Letztere mußte um so freudiger diese Anordnung eingehen wollen, als er in der berühmten Stadt die kühnsten Hoffnungen auf Befriedigung seiner Geistes- und Herzenswünsche erfüllt zu sehen erwartete.

Die Aussicht in das vom Sonnenstrahl der Zukunft beschienene, neu vor ihm daliegende Land konnte ihn nur so romantischer berauschen, als er am Schluß seiner Schuljahre einen Vorschmack der Freilassung aus den bisherigen Fesseln in das frische Leben auf eine in seinen armen Umgebungen Epoche machende Weise erhielt. Da in den Fürstenthümern Anspach und Baireuth Niemand eine auswärtige Universität beziehen durfte, ohne vorher bei dem Consistorio von Baireuth eine Prüfung bestanden zu haben, so mußte der Jüngling die für ihn so bedeutende Reise dorthin antreten. Das Wichtigste aber dabei war, daß ihm ein Verwandter ein Pferd dazu lieh, ihm, der noch nie eines bestiegen und auch nie wieder eines bestieg. — Man mag sich denken, mit welchen Gefühlen der Jüngling in der schönen Frühlingszeit mit jenen Hoffnungen in der Brust an dem hohen Rücken

des Fichtelgebirges nach der Ebene von Baireuth auf seinem Thiere dahingezogen sei. Nie vergaß er die Eindrücke dieses Rittes, fast des einzigen erhabnerpoetischen Sonnenblickes aus der ersten Höfer Zeit, und er hat ihn später in einem Werke geschildert, das uns vorzüglich auf die ganze Jugendzeit des Dichters noch einmal zurückführen wird; wie wir denn überhaupt später von derselben in Joditz, in Schwarzenbach und in Hof, so Manches noch nachholen werden, was wir absichtlich dahinaus verschoben, um erst vor dem Leser sich nach und nach entwickeln zu lassen, was ihn so ganz in jene erste Jugendzeit mit allen seinen Gedanken und Empfindungen wieder zurückwarf. —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spazier, Richard Otto,

Jean Paul Friedrich Richter ein biographischer Commentar zu dessen Werken

Bd.: 1

Leipzig 1833

Biogr. 983 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066231-0